

...rer Anwendung. Offen bliebe immer noch die
...französischen Revolution zur ideologischen Grundlage diene) i
...genaueren kritischen Fragestellung
...durch die
...nur im Bereich der Mittel, nicht der Zwecke
...nen. Er drängt sich in der Frage auf, ob Gewalt jeweils in bestimmten Fälle
...bezeichnet.

...nur wenn Handlungsfähigkeit erreicht

...Lernendenvorstellungen stellen den Ausgangspunkt
...ße Richtung in der Rechtsphilosophie
...drücklich feststellt), daß der einzelne an und für sich und
...hendstes Merkmal: das Naturrecht.
...ihres Verhältnisses zu Recht und Gerechtigkeit umschreiben.

Politische Urteilskraft als Dimension

Christiane Schröder/Detlef Schmiechen-Ackermann/Sarah Garrelts (Hg.)

Alles im grünen Bereich.

Zum 70. Geburtstag von Carl-Hans Hauptmeyer

Unterscheidung in der Sphäre der Mittel selbst, ohne Ansehung der Zwecke, de
Ist Gerechtigkeit das Kriterium der
Gewalt, die er de facto innehatte, auch de jure aus-

Innenansichten.
Beiträge zur Didaktik der Demokratie
2. Ausgabe 2018

Christiane Schröder/Detlef Schmiechen-Ackermann/Sarah Garrelts (Hg.):
Alles im grünen Bereich.
Zum 70. Geburtstag von Carl-Hans Hauptmeyer

Herausgegeben am Institut für Didaktik der Demokratie
der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des
Rotary Clubs Calenberg-Pattensen



Impressum

ISBN 978-3-9818027-1-9

Herausgeber_innen

Moritz Peter Haarmann

Inken Heldt

Dirk Lange

Detlef Schmiechen-Ackermann

Institut für Didaktik der Demokratie

Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover

Callinstraße 20

30167 Hannover

Cover-Design: Malte Kleinschmidt

Satz und Layout: Olaf Grohmann

Druck: UniDruck, Hannover

© Institut für Didaktik der Demokratie der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover,
Hannover 2018

Inhalt

Geleitwort des Rotary Clubs Calenberg-Pattensen	4
Einleitung	5
CHRISTIAN HELLWIG/DETLEF SCHMIECHEN-ACKERMANN/ CHRISTIANE SCHRÖDER/OLIVER WAFFENDER Eine gewollt subjektive Würdigung für einen motivierenden Hochschullehrer, einen kreativen Wissenschaftler und einen empathischen Netzwerker	7
HEIKO GEILING Kindheitserinnerungen an den Fußball im hannoverschen Stadtteil Döhren	13
MARTIN STÖBER Ist im Land zwischen Deister und Leine – dat is et rechte, dat ich meine – noch alles im grünen Bereich?	21
JENNY HAGEMANN Grün gebraut. Was ein Bier mit sozialen Bewegungen im Wendland zu tun hat	30
CHRISTIAN HELLWIG Vom Grünen Band zur virtuellen Grenze – Gedanken und Assoziationen zur heutigen Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze	36
Die Beteiligten	46



Geleitwort des Rotary Clubs Calenberg-Pattensen

Carl-Hans Hauptmeyer ist nicht nur ein begnadeter Hochschullehrer und hervorragender Geschichtswissenschaftler. Seit 2008 ist er auch Rotarier und setzt sich für die Ziele von Rotary International ein.

Nicht zufällig ist er Mitglied eines Clubs, der in der Peripherie der Landeshauptstadt angesiedelt ist und im Namen das Calenberger Land trägt, für das sich Carl-Hans Hauptmeyer nicht nur als Historiker interessiert, sondern auch als Bürger engagiert.

Im Rotary Club Calenberg-Pattensen beschränkt sich sein Einsatz nicht auf interne Ämter wie etwa die Präsidentschaft im Jubiläumsjahr des Clubs 2013/14. Seit Beginn gehört Carl-Hans Hauptmeyer auch zu den treibenden Kräften des Projektes, das sich auf Bundesebene um die Erforschung der Geschichte der deutschen Rotary Clubs im Nationalsozialismus bemüht. Hier verbinden sich seine wissenschaftliche Kompetenz als Historiker mit dem überregionalen Engagement für Rotary auf besonders fruchtbare Weise.

Der Rotary Club Calenberg-Pattensen gratuliert seinem langjährigen Clubfreund Carl-Hans Hauptmeyer sehr herzlich zum Geburtstag und hat die Drucklegung der nun vorliegenden kleinen akademischen Festgabe gerne unterstützt.

Dr. Rolf Krämer, Präsident des rotarischen Jahres 2018/19

Einleitung

Was haben Rollrasenrumba, Kleingartentango und Streuobstwiesenboogie-woogie mit dem gestandenen Hochschullehrer und Wissenschaftler, dessen 70. Geburtstag mit der vorliegenden Festschrift gewürdigt werden soll, gemein? Ganz einfach: Carl-Hans Hauptmeyer, im Privaten ein passionierter Musiker, beschreibt in seinem „Gartenlied“¹ mit starken Rhythmen sein bevorzugtes Lebensumfeld. Etwas kontemplativer heißt es in seinem Stück „Damals“: „Nun sitze ich hier / im Blockhaus am See / mein Garten / die Gitarre, mein Klavier [...] / hab's echt zu was gebracht / und hab wirklich viel erlebt.“²

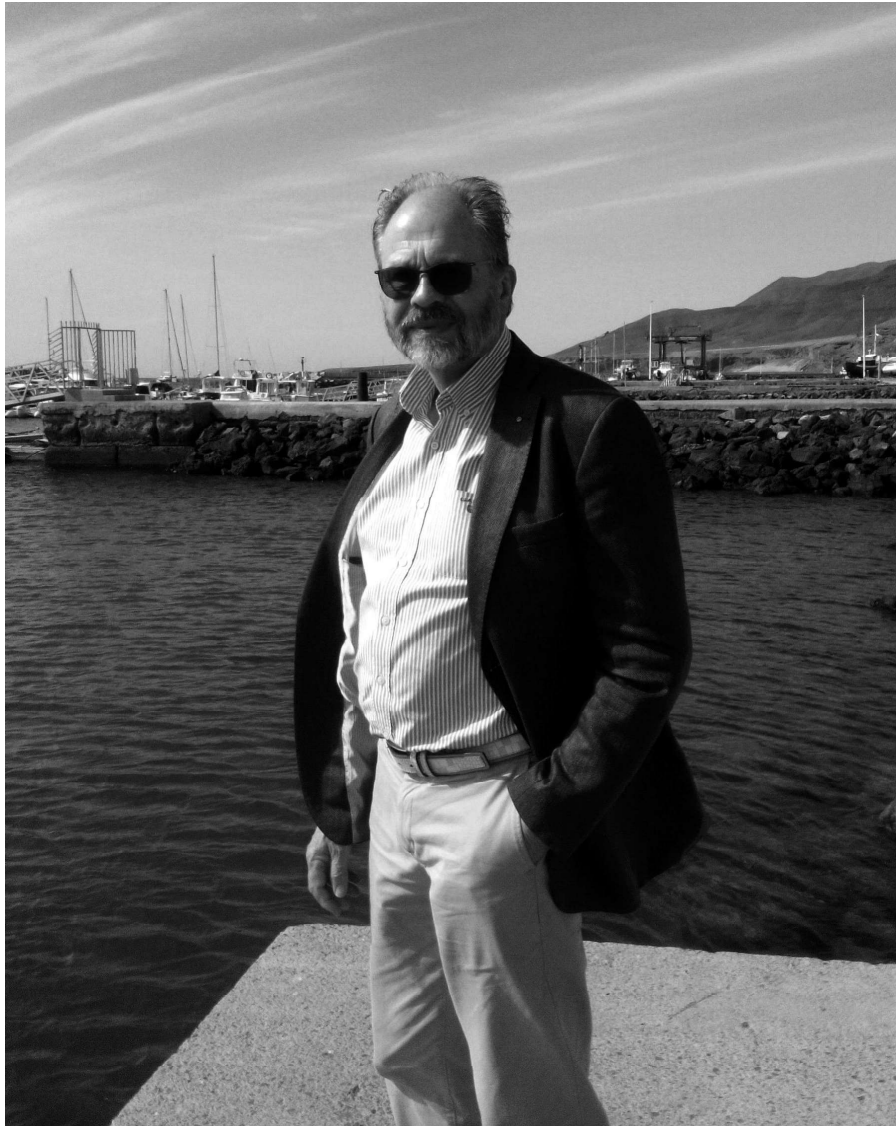
Tatsächlich: Obwohl Carl-Hans Hauptmeyer sich am Historischen Seminar der Leibniz Universität Hannover, wo er von 1973 bis zu seiner Pensionierung 2013 zunächst als Wissenschaftlicher Assistent, dann als Professor für das Fachgebiet „Geschichte des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit unter Einschluss der Regional- und Lokalgeschichte“ tätig war, in Lehre und Forschung mit Stadt und Land beschäftigte,³ lebt der „bekenkende Suburbanist“ (so ein O-Ton) seit Jahrzehnten am Stadtrand mit dem eigenen Garten hinter'm Haus und der Natur vor der Tür. Seine Liebe zum Grünen prägt bis heute auch sein akademisches Wirken und ist deshalb das Leitmotto der hier versammelten Essays. Die beteiligten Autorinnen und Autoren erhellen darin, welch unterschiedliche Facetten dieser Farbe sich im Hauptmeyer'schen Wirken identifizieren lassen.

Wie sehr seine Persönlichkeit und seine Forschungsinteressen aufeinander bezogen sind, zeichnen Christian Hellwig, Detlef Schmiechen-Ackermann, Christiane Schröder und Oliver Waffender nach. Deutlich wird unter anderem, warum der Jubilar auch diejenigen, die noch „grün hinter den Ohren“ sind, also den akademischen Nachwuchs, für die Geschichtswissenschaft begeistern konnte. Heiko Geiling, wie Carl-Hans Hauptmeyer in Hannover-Döhren aufgewachsen, lässt Kindheit und Jugend in diesem Stadtteil in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren Revue passieren. Nicht wegzudenken war die Musik – und der grüne Rasen (auch wenn der Jubilar eher „Arminia Hannover“ den Vorzug gab).

1 Carl-Hans Hauptmeyer: Der schlappe Mann. Lieder. Lüneburg 2012, S. 26.

2 Ebd., S. 16.

3 Für einen detaillierteren Überblick zu beruflichen Stationen, Wirken und Werk siehe verschiedene Beiträge sowie das Verzeichnis der Veröffentlichungen Carl-Hans Hauptmeyers in Christiane Schröder/Heike Düselder/Detlef Schmiechen-Ackermann/Thomas Schwark/Martin Stöber (Hg.): Geschichte, um zu verstehen. Traditionen, Wahrnehmungsmuster, Gestaltungsperspektiven. Carl-Hans Hauptmeyer zum 65. Geburtstag. Bielefeld 2013.



Seine emotionale Verwurzelung mit dem Calenberger Land war, wie Martin Stöber zeigt, nicht nur Ausgangspunkt regionalgeschichtlicher Forschungen und weiterführender theoretischer Auseinandersetzungen mit der historischen Subdisziplin der Lokal- und Regionalgeschichte. Der auch vor Carl-Hans Hauptmeyers Haustür wachsende Nutzungskonflikt zwischen dem Erhalt historischer Kulturlandschaften im ländlichen Raum versus seiner zunehmenden energetischen Industrialisierung durch Windkraftanlagen mobilisierte den überzeugten Verfechter einer bürgerschaftlich getragenen Zivilgesellschaft zu einem entsprechenden Engagement.

Mit dem Hannoverschen Wendland liegt ihm ein weiterer grüner Landstrich am Herzen. So gab er den Impuls, im Rahmen des derzeit durchgeführten Verbundforschungsprojekts „Cultural Heritage als Ressource? Konkurrierende Konstruktionen, strategische Nutzungen und multiple Aneignungen kulturellen Erbes im 21. Jahrhundert“ auch zu untersuchen, wie der Wandel vom „randständigen Dunkel Norddeutschlands“ (Axel Kahrs) zum Zentrum der deutschen Anti-Atombewegung das Selbstverständnis und die kulturelle Identität im Wendland veränderten. Erste Forschungsergebnisse stellt Jenny Hagemann vor.

Christian Hellwig schließlich, langjähriger Mitarbeiter in der von Carl-Hans Hauptmeyer mit geleiteten Forschungsgruppe „Innerdeutsche Grenze“, setzt sich mit den Museen auseinander, die am Grünen Band, der früheren deutsch-deutschen Trennungslinie, liegen. Kritisch reflektiert er das Bild der jüngeren deutschen Geschichte, das diese Einrichtungen Touristinnen und Touristen vermitteln, und rekurriert damit auf Carl-Hans Hauptmeyers zentrales Anliegen, dass Forschung stets anwendungsbezogen sein sollte.

Die Realisierung dieser Festschrift haben keineswegs nur die beteiligten Autorinnen und Autoren ermöglicht. Wir danken ausdrücklich Olaf Grohmann, der den Satz besorgt hat, sowie dem Rotary Club Calenberg-Pattensen für seine finanzielle Unterstützung.

„Nur weiter so!“ lautet der Wunsch aller an dieser Festgabe Beteiligten für den Jubilar für die kommenden Jahre!

Eine gewollt subjektive Würdigung für einen motivierenden Hochschullehrer, einen kreativen Wissenschaftler und einen empathischen Netzwerker

CHRISTIANE SCHRÖDER

Hochschullehrer, Betreuer, Berater

Hannover-Nordstadt, Verfügungsgebäude Schneiderberg 50, 4. Stock, 1980er-Jahre. In Raum V 407, mit 50 Sitzplätzen der größte Raum des Historischen Seminars, drängten sich teilweise bis zu 100 Studentinnen und Studenten, um die kulturelle Aufbruchstimmung der „Roaring Twenties“ nachzuvollziehen, die Begeisterung der Großelterngeneration für den Nationalsozialismus verstehen zu lernen oder das junge Forschungsfeld Filmanalyse kennenzulernen. Die Lehrveranstaltungen von Carl-Hans Hauptmeyer gehörten nicht zu den Gassenfeiern. Wer das erste Mal eines seiner Seminare besuchte, tat dies häu-

fig weniger aus thematischem Interesse denn um eines Pflichtscheins willen. Etliche Studierende aber kamen Semester für Semester wieder und viele von ihnen wählten schließlich Carl-Hans Hauptmeyer als Begleiter und Prüfer ihrer Abschlussarbeiten und Promotionen. Dies lag sicher nicht am „Thrill“ des Calenberger Meierrechts oder der mittelalterlichen Zunftverfassungen, sondern an den unbestreitbaren und untrennbar miteinander verwobenen fachlichen, didaktischen und menschlichen Qualitäten dieses Hochschullehrers.

Seine vielfältigen Lehrveranstaltungen zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wirtschafts- und Sozialgeschichte städtischer und ländlicher Gesellschaften fokussierten in der Regel auf den niedersächsischen Raum, der aber in Relation zur weiteren Umgebung und teils auch zur großen, weiten Welt gesetzt wurde. Damit übten Studierende eine erste wichtige Lektion für ihre spätere Arbeit ein: Ziel jeder Detailbetrachtung muss der Vergleich sein, um das Allgemeine wie das Besondere des Untersuchungsgegenstandes herauszuarbeiten und sich so verallgemeinerbaren Aussagen annähern zu können. Lektion zwei: Wer seine Umgebung aufmerksam wahrnimmt, kann ungeachtet aller Zeitläufte an heutigen Landschafts- und Siedlungsbildern (Wölbacker! Rübenburg! Hagenhufendorf!) ablesen, wie hier jahrhundertlang gewirtschaftet und gelebt wurde. Um zunächst abstrakt scheinendes Wissen sinnlich erfahrbar und damit nachhaltig einprägsam zu machen, setzte Carl-Hans Hauptmeyer im Seminarraum auf die seinerzeit modernste Technik, indem er via Overheadprojektor beispielsweise selbst gezeichnete Skizzen präsentierte. Vor allem ging er mit den Studierenden aus der Universität heraus. Dienten Fahrradexkursionen, beispielsweise in das Wendland, in erster Linie der Wissensakkumulation bei den Studierenden (und brachten ihm einen von diesen verliehenen „Goldenen Gruppendynamo“ sowie den Ehrentitel „Organisationsschlumpf“ ein), ließ er sie gemäß seines Credo „Geschichte von und für den Menschen“ in Archiven, Museen, Volkshochschulkursen und gemeinsam durchgeführten und publizierten Dorfforschungen (Holtensen! Everloh!) schon während des Studiums das Forschen und Vermitteln „im Kleinen“ erproben. So verließen Hauptmeyer-Absolventinnen und -Absolventen die Universität mit keineswegs selbstverständlichen Kenntnissen: Sie wussten sich im Archiv zu bewegen, konnten alte Handschriften entziffern, hatten erste Kontakte in die Berufswelt geknüpft und bereits zaghafte Gehversuche in die Praxis unternommen.

Lektion drei: Offenheit. Er, der selber stets die Tragfähigkeit neuer geschichtswissenschaftlicher Blickwinkel und Analyseansätze für seine Kernthemen auslotete, ermutigte auch die Studierenden, eigene Schwerpunkte zu finden und zu verfolgen, und setzte sich aufgeschlossen und kreativ auch mit ihm nicht nahen Fragestellungen auseinander. Offenheit im Hauptmeyer'schen

Selbstverständnis bedeutete für seine Studierenden und Promovierenden aber auch: eine diplomatische, aber ehrliche Rückmeldung zu Schwächen und – weitaus fördernder – Stärken von Präsentationen und Texten sowie das Gespür für lähmende Krisen der von ihm Betreuten, die er freiheraus, doch taktvoll ansprach, um, sofern vom Gegenüber gewollt, Ursachen zu ergründen und mögliche Auswege zu reflektieren.

CHRISTIAN HELLWIG UND DETLEF SCHMIECHEN-ACKERMANN

Historiker und Regionalforscher

Geschichte zu schreiben heißt nicht einfach (wie Leopold von Ranke in den 1880er-Jahren formulierte), völlig neutral zu rekonstruieren, „wie es eigentlich gewesen“ ist. Denn dieses hehre Ziel ist angesichts von eigenen – reflektiert oder unreflektiert, aber jedenfalls definitiv einfließenden – Interessen und Überzeugungen sowie der stets begrenzten Menge an verfügbaren und an ausgewählten Quellen, die alle ebenfalls eine subjektive Komponente enthalten, schlichtweg nicht einzulösen. Historikerinnen und Historiker können „Geschichte“ nicht objektiv und präzise abbilden, sie können allenfalls ihre Deutungen über die Vergangenheit mit dem Anspruch verbinden, die vielen subjektiven Erzählungen und Quellen in möglichst hohem Maße durch kritische Reflexion und methodische Diversität zu objektivieren. Dies musste sich die historische Zunft im Zuge der kulturwissenschaftlichen Öffnung des Faches ins Stammbuch schreiben lassen, nachdem zunächst über Jahrzehnte die historistische Fiktion einer detailgetreuen Rekonstruktion von Geschichte verfolgt worden war, um schließlich vorübergehend als dominierendes Paradigma durch eine bisweilen blutleere Strukturgeschichte herausgefordert und abgelöst zu werden, die weitgehend ohne konkrete Menschen und ihre Subjektivität auskam. Eine komplex angelegte moderne Kultur- und Sozialgeschichte der Gesellschaft weiß inzwischen diese unterschiedlichen Dimensionen produktiv zu verknüpfen. Nicht nur politische Ereignisse, soziale Schichtungen oder ökonomische Daten, sondern auch Mentalitäten oder Fragen des Glaubens und der Zugehörigkeit bilden heute wichtige Themenfelder geschichtswissenschaftlicher Bearbeitung. Die Dimensionen des räumlichen Zugriffs sind dabei ausgesprochen variabel. Sie reichen von der Mikrogeschichte (z. B. eines einzelnen Dorfes) bis zu weitreichenden globalgeschichtlichen Analysen.

Carl-Hans Hauptmeyers Arbeit als Wissenschaftler und Historiker hat stets ausgezeichnet, dass sie im Wirken und Denken nicht im akademischen Elfenbeinturm verhaftet blieb. Stets waren es gesellschaftliche Kontexte, häufig auch konkrete praktische Bezüge, also die Anwendbarkeit historischer

Erkenntnisse in der Gesellschaft, die im Vordergrund seines Schaffens standen. Nachdenken über „Geschichte“ ist für Hauptmeyer eben nicht nur ein Mittel, um zu verstehen, sondern auch ein Instrument, um praxisrelevant zu lernen und zu verändern. Aus diesen beiden Punkten folgt für ihn das Credo, das der Jubilar bereits 1986 im Rahmen eines Symposiums der an der Universität Hannover gegründeten Arbeitsgruppe „Regionalgeschichte“ vertreten hatte: „Es gibt unterschiedliche Zugangsweisen zur Geschichte. Eine der vielen möglichen ist die wissenschaftliche.“ In diesem Satz steckt einiges an Wahrheit. Zum einen beinhaltet er eine tiefgreifende Akzeptanz für ganz unterschiedliche Umgangsweisen mit „Geschichte“, zum anderen aber auch die Neugier für methodisch vielfältige Zugänge zu historischen Themen. Gerade im Angesicht des mediengesättigten 21. Jahrhunderts wird man konstatieren wollen, dass (populärkulturelle) Auseinandersetzungen mit historischen Themen allgegenwärtiger denn je sind. Abseits wissenschaftlicher Zugänge und Herangehensweisen, abseits von Ausstellungen in Museen oder Gedenkstätten oder dem Geschichtsunterricht in den Schulen wird die Vergangenheit multimedial und interaktiv in Form virtueller Realitäten immer eindrucklicher zum Leben erweckt. Diesen Grad an Immersion, der mittlerweile möglich ist, wird Carl-Hans Hauptmeyer 1986 vielleicht noch nicht in der heute sichtbaren Klarheit antizipiert haben – aber er hat sie offensichtlich sehr weitsichtig erahnt und seine historische Praxis für derartige Aufsätze geöffnet. Die in der Forschungsgruppe „Innerdeutsche Grenze“ zahlreichen gemeinsam durchgeführten Forschungs-, Ausstellungs- und Buchprojekte sind vielleicht das prägnanteste Beispiel für diese prinzipielle Offenheit.

Ein Regional- und Landeshistoriker, der den Begriff „Heimat“ keineswegs als obsolet betrachtet, sondern ihn positiv besetzt sieht und bemüht ist, ihn produktiv zu verwenden, kann gar nichts anders, als die skizzierten Veränderungen im Selbstverständnis des Faches zunächst einmal als Problem zu begreifen. Carl-Hans Hauptmeyer hat sich dieser Herausforderung stets mit einer Begeisterung, das Neue und Ungewöhnliche zu durchdenken, gestellt – egal, ob es sich um neue methodische Zugänge oder konzeptionelle Zugriffe handelte. Die Ansätze von Wallerstein oder Rifkin – um nur zwei prägnante Beispiele aus unterschiedlichen Zeiten zu nennen –, die den Jubilar in besonderer Weise umtrieben, machten ihn keineswegs ratlos, sondern im produktiven Sinne nachdenklich. „Als Wissenschaftler müßte ich mich [...] von der Heimatgeschichte fernhalten, weil sie zu viel Subjektives, Emotionales, ja möglicherweise Irrationales umfaßt“, hat der Jubilar einmal geäußert. Wie allseits bekannt ist, machte Hauptmeyer bei aller Weltläufigkeit und weiten Horizonten des Nachdenkens aber um die niedersächsische Regionalgeschichte

keineswegs einen Bogen, sondern wandte sich dieser – die Subjektivität der eigenen Perspektive stets mitdenkend – umso entschiedener zu. Carl-Hans Hauptmeyer ist ausgewiesen als engagierter Regional- und Landeshistoriker, der in der Geschichte Niedersachsens regionale Spezifika identifiziert und diese zugleich in geografisch weiter ausgreifenden und komplexen, ja globalen Kontexten diskutiert hat. Zugleich ist er auch der Mikrohistoriker mit einer großen Einfühlsamkeit dafür, wie sich z. B. im dörflichen Kosmos die Veränderung der Welt(geschichte) spiegeln kann. Wer einmal mit Carl-Hans Hauptmeyer durch Niedersachsen gestreift ist, der weiß um den schier unerschöpflichen, geradezu kompendial erscheinenden Wissensspeicher des Jubilars, der angefüllt ist mit Geschichte und Geschichten aus seiner niedersächsischen Heimat.

Der Regional- *und* Landeshistoriker Hauptmeyer steht dabei für den Brückenschlag über vermeintlich trennende Abgründe, zwischen den beiden konzeptionellen Polen. Gemeinsam mit einer kleinen Schar engagierter Gleichgesinnter rief er zu Jahresbeginn 1998 das „Niedersächsische Institut für Historische Regionalforschung e. V.“ ins Leben und wurde dessen Gründungsvorsitzender. Heute steht er dem Wissenschaftlichen Beirat dieses Institutes vor, das über die Jahre mit zahlreichen lokal-, regional-, kultur- und firmengeschichtlichen Projekten und Publikationen hervorgetreten ist. Durch sein Engagement sorgt Carl-Hans Hauptmeyer kontinuierlich auch dafür, dass es zwischen den in Niedersachsen ehrenamtlich tätigen Heimatforschern und der professionell betriebenen Geschichtswissenschaft sowie auch zwischen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen und dem Niedersächsischen Heimatbund mindestens punktuell zu Gesprächsanlässen und Berührungspunkten kommt. Last, but not least: Carl-Hans Hauptmeyer ist auch nach seiner Emeritierung der wissenschaftlichen Arbeit treu geblieben. Er steht dem Institut für Didaktik der Demokratie seit seiner Gründung im Jahre 2013 als allseits geschätzter und überaus kenntnisreicher Berater und stets innovativer Ideengeber, zudem auch als sehr aktives Beiratsmitglied bei zwei aktuellen Forschungsvorhaben zur Seite, worüber wir uns sehr freuen.

Versucht man sich somit an einer prägnanten Zwischenbilanz zu mittlerweile mehr als vier Jahrzehnten des wissenschaftlichen Forschens und des Vermittelns historischer Inhalte, so wird man nur zu dem Schluss kommen können, dass bei dieser Bilanz wirklich alles im grünen Bereich ist!

OLIVER WAFFENDER

Geschichtenerzähler und Netzwerker

Der Mann weiß einfach viel. Wer mit Carl-Hans Hauptmeyer beispielsweise im Leinetal unterwegs ist, erfährt „ganz nebenbei“, wie verschiedene Eiszeiten vor Zehntausenden von Jahren der Landschaft ihre Form gaben. Man erfährt, warum eine Stadt wie Alfeld ausgerechnet da entstand, wo sie liegt; was es mit der Kirchenruine im Wald oberhalb von Nörten-Hardenberg auf sich hat; dass und warum man dort noch Spuren mittelalterlichen Ackerbaus findet. Es ist dieser Wissensschatz, der schon mal dazu führt, dass ein für zwei Stunden geplanter Rundgang durch die Altstadt von Hannover auch fünf Stunden dauern kann.

Carl-Hans Hauptmeyer ist aber nicht „nur“ ein gestandener Historiker und Geograf; er ist auch ein guter Geschichtenerzähler. Das ist einer, der das, was den Vorfahren widerfahren ist, in Geschichten an die Nachgeborenen weitergibt. Er nimmt die Zeugnisse der Vergangenheit und erzählt, welche Geschichten sich dahinter verbergen. Die Historie wird so anschaulich und begreifbar – auch für Menschen, die sich nicht professionell mit Geschichte befassen. Darauf versteht sich Hauptmeyer ganz besonders.

Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, an dem erwähnten historischen Stadtrundgang durch Hannover teilzunehmen. Am Georg-von-Coelln-Haus, gegenüber der Marktkirche, erfuhr die Gruppe natürlich, dass der provisorische Plenarsaal des Niedersächsischen Landtags in den Räumen einer ehemaligen Eisenwarenhandlung eingerichtet worden war. Sie erfuhr aber auch, dass der Großvater Hauptmeyers in eben dieser Eisenwarenhandlung angestellt gewesen war; dass in einer Bombennacht des Zweiten Weltkriegs im Keller dieses Hauses der ältere Bruder zur Welt gekommen war; dass das Kind in Folge der schwierigen Lebensumstände im Krieg noch im Säuglingsalter verstorben war. Die abstrakte Historie wurde in dieser persönlichen Geschichte ergreifend anschaulich. So etwas „bleibt hängen“.

Zum ersten Mal „begegnet“ bin ich Carl-Hans Hauptmeyer im Niedersächsischen Landtag. Die Anführungszeichen deshalb, weil Hauptmeyer als Vorsitzender der Kommission „Landesgeschichte im Landtag“ (2006–2007) einen Einführungsvortrag hielt und ich im Plenarsaal als einer von Hunderten Interessierten von einem Abgeordnetenplatz aus seinen Ausführungen folgte. Beeindruckt haben mich auf Anhieb die souveräne Präsentation in weitgehend freier Rede, die Stentorstimme, die – wenn nötig – wohl auch ohne Mikrofon die hinteren Bänke des Plenarsaals klar und deutlich erreicht hätte.

Wir sind uns in dieser Form in den folgenden Jahren regelmäßig über den Weg gelaufen, so zum Beispiel bei der Vorstellung von Hauptmeyers „Kleine Geschichte Niedersachsens“, ebenfalls im Landtag. Beim anschließenden Emp-

fang boten sich dem Betrachter typische Hauptmeyer-Szenen: Er war immer freundlich im Gespräch. Entweder kannte er die Betreffenden oder er ging auf sie zu, lernte sie kennen – und machte sie mit anderen bekannt. So geht Netzwerken.

Vor einigen Jahren nahm ich als Verlagsleiter des damaligen Hausverlags der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen an deren Jahrestagung in Jever teil. Beim Empfang des Bürgermeisters der Stadt begleitete mich meine Frau. Wie häufig bei offiziellen Anlässen trug sie einen Anstecker, der sie als Mitglied im Serviceclub berufstätiger Frauen, Soroptimist International, ausweist. An einem Stehtisch gesellte sich Carl-Hans Hauptmeyer zu uns. Er bemerkte das SI-Emblem und sprach meine Frau darauf an. Offensichtlich kannte er den Serviceclub – was unter Männern nicht selbstverständlich ist. Da er selbst Rotarier ist, entspann sich eine interessante Unterhaltung über die Arbeit von Serviceclubs im Allgemeinen und die beiden am Tisch vertretenen im Besonderen. Irgendwann fragte Hauptmeyer mich, ob ich denn auch in einem Serviceclub engagiert sei. War ich nicht, und die Antwort lautete: „Darüber sollten wir aber mal sprechen.“ Das haben wir dann auch getan und diesem Umstand verdanke ich es in erheblichem Maß, dass ich heute auch Rotarier bin. Diese Fähigkeit, auf Menschen zuzugehen, sie kennenzulernen und ins Gespräch zu kommen – das ist für mich eine von Carl-Hans Hauptmeyers herausragenden Eigenschaften.

Kindheitserinnerungen an den Fußball im hannoverschen Stadtteil Döhren¹

HEIKO GEILING

Aus kindlicher Perspektive war die Innstraße im hannoverschen Stadtteil Döhren eine kleine Welt für sich. Sie erschien als geordnete Welt, die sich in den 1950-er Jahren für uns Kinder selbst genügte. Die Straßen waren für uns noch ungefährlich. Nur während der jährlichen Tage der Hannover-Messe parkten hier einige Messegäste ihre Autos. Für Kinder war das eine interessante Ab-

¹ Ich widme diesen Beitrag dem Kollegen Carl-Hans Hauptmeyer, der ebenfalls auf eine Kindheit in Döhren zurückblicken kann. Seine immer freundlichen Hinweise auf die Bedeutung von Lokalgeschichtsschreibung haben mich ermuntert, den Mikrokosmos kindlicher Erfahrungen um das Fußballspiel zu rekonstruieren. Es handelt sich hier um einen überarbeiteten Beitrag, der unter dem Titel „Alles begann in der Innstraße“, in: 100 Jahre Spvg. „Niedersachsen“ gegr. 1909 Hannover-Döhren, Hannover 2008, S. 29–35, erschien.

wechslung. Fachsimpelnd wurden die Autos mit fremden Kennzeichen inspiert. Zum Spiel gehörte es, möglichst viele dieser Kennzeichen in einer Kladde zu notieren. Und wenn unser Fußball mal wieder gegen einen sogenannten Kotflügel geknallt war, kriegten wir Ärger mit der einen oder anderen „Messe-Mutti“, die sich für das getroffene Auto zuständig fühlte. Im damals überschaubaren Döhrener Verkehr gehörten Pferdefuhrwerke, beladen mit Kohlen oder Kartoffeln, noch zum Alltag. Das Pferd des Kohlenhändlers aus der Abelmannstraße hieß Max und wurde von uns Kindern schon allein wegen seiner Größe respektiert. Wenn Max in unsere Straße stampfte, hatte er unsere ganze Aufmerksamkeit. Auf der östlichen Seite der schmalen Innstraße befanden sich überwiegend dreigeschossige Häuser der verbliebenen Blockbebauung aus der Vorkriegszeit. Aus für Kinder unerfindlichen Gründen verfügten sie über „Luftschutzkeller“. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße befanden sich Mitte der 1950-er Jahre von der Baufirma Gundlach schnell errichtete Zeilenbauten. Auf beiden Seiten waren die mit Kohle und später auch mit Öl zu beheizenden Wohnungen mit ihren zwei oder drei Zimmern gleichermaßen klein und eng. Heute frage ich mich, wo und wie eigentlich die Messegäste gewohnt haben mögen, angesichts der kleinräumigen und darüber hinaus auch hellhörigen Bausubstanz.

Immer schien es uns, als ob sich die überwiegend Alteingesessenen der Ostseite und die Neulinge bzw. Kriegsflüchtlinge der Westseite über die schmale Innstraße hinweg ständig bäugten. Ob Mobiliar, Gardinen, Kleidung, Lebensmittel, Kindererziehung, Techtelmechtel, Alkoholkonsum, Prügeleien, Fahrräder und gegen Ende der 1950-er Jahre dann Mopeds und erste Autos: Nichts entging den beiderseitig neugierigen Beobachtungen. Heute würde man sagen, dass die soziale Kontrolle ziemlich perfekt war und wir Kinder auf der Straße behütet aufwuchsen. Die Bewohner beider Seiten unterschieden sich für uns eigentlich kaum voneinander, handelte es sich doch jeweils um Familien von Facharbeitern, Handwerkern, kleinen Angestellten, dazwischen die Apothekerfamilie, die Inhaber eines Bekleidungsgeschäfts sowie der alte Baron von Sowieso mit seinen zwei aus unserer Sicht schon betagten Töchtern. Die „Fräuleins“ fielen auf, weil sie den ganzen Tag aus dem Fenster zu schauen pflegten und uns Kinder alle mit Namen kannten. Stadtsoziologen würden die Bewohnerstruktur heute als weitgehend gelungene soziale Mischung bezeichnen. Jedenfalls schien es, als suchten alle eine respektable Lebensweise an den Tag zu legen. Doch war dies auch mit Konflikten verbunden, weil die aus unterschiedlichen sozialen Milieus kommenden Bewohner jeweils ganz eigene Vorstellungen von Respektabilität hatten. Hinzu kam noch, dass zwischen den Alteingesessenen und den zugezogenen Flüchtlingen für uns irgendwie doch

eine Barriere wahrnehmbar war. Wir vermuteten, dass es etwas mit der Sprache zu tun hatte, die in den Familien jeweils gesprochen wurde. Während die Alteingesessenen ganz „hannöversch“ über den spitzen Stein stolperten, schien uns zwischen den Flüchtlingsfamilien ein polytonales Sprachgewirr zu herrschen, wenn sich vor allem ältere Leute aus Danzig mit denen aus Schlesien unterhielten und dazu auch noch ältere Nachbarn aus Ostpreußen oder Pommern stießen. Uns erschien dies merkwürdig. Auch hatten die alteingesessenen Väter nach unserem Eindruck die besseren Jobs. Ihre soziale Anerkennung im Stadtteil symbolisierte sich für uns auch in ihren Mitgliedschaften und Funktionen in der kleinbürgerlichen lokalen Vereinskultur. Dazu gehörten vor allem Sportvereine: Fußball, Handball, Rugby, Turnen, Schwimmen, Kegeln und die gleichzeitige Mitgliedschaft im Schützenverein. Die etwas jüngeren Väter der Flüchtlingsfamilien waren zumeist in der zu dieser Zeit blühenden Wohnungsbauindustrie sowie in der expandierenden Großindustrie von Continental, VW oder Hanomag beschäftigt, wo sie sich zunächst hintanstellen mussten mit vielen Überstunden oder ermüdender Schichtarbeit. Angesichts ihrer jungen und aus heutiger Sicht nicht gerade kleinen Familien hatten sie offenbar wenig Zeit und Energie, sich darüber hinaus regelmäßig irgendwo zu engagieren. Die Mütter, wie in diesen Jahren noch üblich, waren überwiegend nicht erwerbstätig, sodass kaum eines der Kinder in unserer Straße einen Kindergarten besuchte.

Die Frage, wer denn nun zwischen beiden Seiten vermittelte, wer also für so etwas wie eine halbwegs funktionierende Integration zwischen Etablierten und Außenseitern sorgte, ist ziemlich eindeutig zu beantworten: Es waren die zahlreichen Kinder auf der autoleeren Straße, und zwar aus den Familien der Ost- wie der Westseite der Innstraße. Jede Gelegenheit wurde „draußen“ genutzt, gegen das zwangsläufige Stillhalteabkommen in den beengten Wohnverhältnissen durch Laufen, Springen und Spielen zu „protestieren“. War die Straße mit Kindern überfüllt – ja, das gab es wirklich –, wichen wir aus auf kriegsbedingte Trümmergrundstücke in der Nachbarschaft, auf Vorgärten und Hauseingänge. Obwohl das Betreten strikt verboten war, hatten Trümmergrundstücke für uns eine große Anziehungskraft. So kam es in Döhren, wie im übrigen Hannover auch, ab und an zu tragischen Unglücken im Umgang mit Munitionsresten. Doch wenn es um Fußball ging, lockte uns zunehmend der in unmittelbarer Nähe befindliche Sportplatz von Niedersachsen Döhren. Der dortige B-Platz, unmittelbar neben unserer katholischen Grundschule, war bald unser tägliches Terrain. Es handelte sich dabei um einen staubigen und manchmal matschigen Sandplatz, dessen Ränder mit buschigen Grasresten versehen waren. Immerhin gab es richtige Fußballtore, bestehend aus morschen Holzpfosten und Netzen aus Maschendraht. Unseren Durst löschten wir an der Wasserpumpe in den da-

mals rustikalen Umkleideräumen des Vereins. Als Kinder konnten wir uns zwischen den Gitterstäben zur Pumpe durchzwängen und so auch die etwas älteren Jugendlichen mit Wasser versorgen. Über die Innstraße hinaus eröffnete uns die inoffizielle Nutzung des Sportplatzes den Kontakt zu Jungen und Jugendlichen aus anderen Döhrener Nachbarschaften. Was uns damals gar nicht bewusst vor Augen war, waren die auf dem Sportplatz fehlenden Mädchen. Im Unterschied zur Innstraße fungierte hier unser Fußballspiel offenbar als Gelegenheit, sich altersspezifisch vom anderen Geschlecht zu unterscheiden und den Fußball als ausschließlich männliches Terrain zu reklamieren. Die Ernsthaftigkeit und manchmal auch Verbissenheit, mit der wir dort immer häufiger spielten, war – soziologisch gesprochen – nichts anderes als eine Einübung in die Strukturlogik von hegemonialer Männlichkeit, basierend auf Ausschluss von Mädchen, auf Wettbewerb, Kampf und exklusiver Solidarität der spielenden Jungen untereinander. Insofern hatte das Fußballspielen auch als „Männlichkeitsgenerator“ eine nicht unerhebliche Bedeutung für uns Kinder. Wir spielten mit Bällen jeder Form und Größe, und zwar zum Leidwesen unserer Schuhe und unserer Eltern ständig, bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Wesentliche Teile der Kommunikation zwischen meinem jüngeren Bruder und mir schienen aus heutiger Sicht über das Spiel mit dem Ball gelaufen zu sein, mit der Konsequenz, dass wir beide in unserer Straße fußballerisch ziemlich auffielen.

Unsere sportlichen Vorbilder fanden wir ganz lebensnah auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Dort wohnten einige der in Döhren bekannten Fußballer, Handballer und Rugbyspieler. Bei unseren ersten „offiziellen“ Ausflügen in Begleitung unseres Vaters zu den Sportplätzen an der Hildesheimer Straße konnten wir diese Vorbilder an den Wochenenden bewundern, wenn diese in der damals fünften Liga vor heute kaum noch vorstellbaren 500 bis 1.000 Zuschauern spielten. Als ich Jahre später, 1970, in der ersten Mannschaft von Niedersachsen Döhren zu spielen begann, war deren aktive Zeit schon vorbei. Jedoch spielten wir dann in den 1980er-Jahren noch einige Zeit lang gemeinsam in der Alt-Herren-Mannschaft. Aus der Kindheitsperspektive der 1950er-Jahre war damit ein kleiner Traum Wirklichkeit geworden. Größere Träume gab es damals kaum, zumal uns der heutige mediale Hype, wie wir ihn um den professionalisierten Fußball kennen, völlig unbekannt war.

Zu Hause gab es zu unserem kindlichen Bedauern kein Fernsehgerät, weil wir uns stattdessen mit Literatur und schulischen Aufgaben beschäftigen mussten, was uns bei damals gelegentlichen Fußballübertragungen im Fernsehen zu einigen Tricks nötigte, um bei benachbarten Kindern „mitgucken“ zu können. Weil es nicht immer gerade die angesehensten Familien in der Straße waren, die über einen Fernseher verfügten, sahen es unsere Eltern nicht gern, wenn wir

diese „besuchten“. Nicht selten standen nach der Schule gerade die Kinder dieser Familien vor unserer Wohnung, um uns zum Spielen rauszurufen. Wir hörten zwar die Rufe und Geräusche des Fußballspielens, mussten aber elterlichen Gehorsam üben und schulische Hausaufgaben fehlerfrei anfertigen, ansonsten drohte eine zeitraubende Wiederholung des Ganzen. Aus damaliger Sicht war diese Regel unserer Eltern ziemlich frustrierend, zumal es immer den Anschein hatte, dass wir Stunden brauchten, um endlich „rauskommen“ zu können.

Wie es für uns schließlich zum Vereinsfußball bei Niedersachsen Döhren Anfang der 1960er-Jahre kam, sah aus Kindersicht etwa so aus: Mehrmals in der Woche sahen wir an späten Nachmittagen einen etwas korpulenten älteren Herrn auf einem alten Damenfahrrad durch unsere Straße fahren. Es schien uns, als ob er unseren Straßenfußball immer aufmerksam beobachtete. Das Besondere dieses Herrn war für uns sein an den Fahrradlenker gehängtes Netz mit vielen Lederfußbällen, mit dem er schließlich regelmäßig in die Donaustraße Richtung Sportplatz Hildesheimer Straße entwand. Eines Tages nun stoppte dieser Mann tatsächlich in unserer Straße und sprach meinen Bruder an, ob dieser denn nicht einmal zum Sportplatz kommen wolle. Dort könne er in der Knabenmannschaft von „Niedersachsen“ spielen, die von ihm betreut werde. Es handelte sich bei dem Fahrradfahrer um einen alten Döhrener aus der Wiehbergstraße, wie wir später erfuhren. Ob er gesehen hatte, dass mein Bruder der etwas agilere Spieler war, oder ob ihn meine Brille – was damals für Fußballspieler völlig ungewöhnlich war – eher meinen Bruder als mich ansprechen ließ, haben wir später nicht erfahren. Nach langen Diskussionen mit unseren Eltern durfte mein Bruder fortan in der 1. Knabenmannschaft von „Niedersachsen“ spielen. Ich weiß nicht mehr, ob ich enttäuscht oder beleidigt war, nicht gefragt worden zu sein. Jedenfalls ließ ich mich in unserer Straße von Bernd, dem Sohn vom ebenfalls alten Döhrener Handballer und Trainer, überreden, es bei „Niedersachsen“ mit Handball zu versuchen. Dies muss 1962/63 gewesen sein. Als weitaus jüngster und dementsprechend kleinster Spieler in der Handballmannschaft mit den etwa drei oder vier Jahre älteren Spielern fühlte ich mich jedoch auf verlorenem Posten, zumal mein Bruder beim Fußball als durchweg bester Spieler die Erfolge hatte, die ich mir eigentlich auch wünschte. Ich erinnere mich noch genau, wie ich die unter dem strengen Regiment des Herrn auf dem Fahrrad mit angehängtem Fußballnetz spielende Knabenmannschaft ständig beobachtete. Zwar tat mir der kleine Sohn des Fahrradfahrers immer leid, weil er von seinem strengen Vater grundsätzlich besondere kritische Aufmerksamkeit erfuhr, doch ließ ich mich davon nicht irritieren und schloss mich nach langen Diskussionen mit unseren Eltern dieser Mannschaft später an. Der Wechsel vom Handball zum Fußball lief perfekt, nicht zuletzt

auch deswegen, weil ich auch die ersten Paar Fußballschuhe mein Eigen nennen konnte. Spielerisch gab es ohnehin keine Probleme, weil wir als Gebrüder Geiling uns in aller Regel durchsetzen konnten.

Dennoch erlebten wir als Kinder diesen Übergang zum Vereinsfußball als ziemlich ambivalent. Zwar machte es riesigen Spaß zu trainieren und zu Ligaspielen zumeist erfolgreich anzutreten, doch andererseits machten die Eltern uns klar, dass damit das Ende des unbefangenen täglichen Straßenfußballs gekommen war. Wir hatten uns verstärkt um die Schule zu kümmern, zumal wir zu den wenigen Kindern unserer Straße gehörten, die eine „höhere Schule“ in der Südstadt besuchten. Hinzu kam die Aufforderung unseres katholischen Pfarrers in Döhren – wir gehörten zu den wenigen katholischen Kindern in der Straße –, als Messdiener tätig zu werden. Dies konnten wir aus damaliger Kindersicht glücklicherweise mit dem Argument abwenden, dass in der uns demnächst bevorstehenden B- und A-Fußball-Jugend immer am Sonntagvormittag zum Zeitpunkt der Heiligen Messe gespielt werden würde, es von daher sinnlos wäre, für ein oder zwei Jahre als Messdiener tätig sein zu müssen. Letztlich bewahrte uns wohl unser protestantischer Vater vor dem Messdieneramt, weil er gelegentlich mit dem Konservativismus der katholischen Kirche haderte.

Erinnerungen an die anschließende Zeit des Vereinsfußballs sind heute zumeist von Ereignissen im Umfeld der Spiele geprägt. Sie waren für uns offenbar wichtiger als das ohnehin selbstverständliche Fußballspielen. Angesichts der Zeiten von Internet und Onlinebanking erinnere ich mich schmunzelnd an den damaligen Vereinskassierer von „Niedersachsen“. Er saß in der Regel im Clubhaus oder auf der dazugehörigen kleinen Terrasse bei seinem Bier, wenn wir unsere geringfügigen monatlichen Mitgliedsbeiträge bei ihm ablieferten. Er zückte dann immer ein Oktavheft, notierte gestochen scharf mit Bleistift unter unsere Namen die Einzahlungen und vergaß nie zu fragen, wie es einem denn so ginge. Es ging uns immer prima, denn wie sollte man sich als Kind mit diesem älteren Herrn denn auch anders unterhalten. Ich erinnere mich auch gern an unseren Trainer, der uns unter Mithilfe des Betreuers, dem „Kommissar“, ab Mitte der 1960er-Jahre durch alle Jugendmannschaften hindurch trainierte und betreute. Dem Trainer gelang das pädagogische Kunststück, uns als Mannschaft über unsere Pubertätszeit hinweg zusammenzuhalten. Nachträglich erkläre ich mir dies damit, dass er sehr nachsichtig mit unseren altersbedingten Kapriolen und Verrücktheiten umgegangen war, und wir als Kinder und Jugendliche dabei spürten, dass er uns ernst nahm und uns immer wieder vertraute. Zugleich konfrontierte er uns immer wieder mit hohen Disziplin- und Leistungsansprüchen, deren Befolgung dann mit für unsere Verhältnisse großartigen Erfolgen als Mannschaft und als einzelne Personen verbunden war.

Dies fing schon in der Schülermannschaft an, als er eine für uns damals zunächst nicht vorstellbare Reise nach Paris organisierte. Wir durften bei Zwischenstationen in Saarbrücken bei der Begegnung des FC Bayern gegen 1. FC Saarbrücken das Vorspiel erfolgreich bestreiten, danach spielten wir in Frankreich ebenso erfolgreich gegen eine Mannschaft vom FC Metz und konnten anschließend in Paris um den Eiffelturm herum kicken. Es waren diese Reisen, die uns später auch nach Holland, Dänemark und vor allem nach London – wir standen auf dem heiligen Rasen des Wembley-Stadions! – und Plymouth führten, die als außeralltägliche und ohne Vereinsfußball für uns undenkbar Ereignisse in besonderer Erinnerung geblieben sind. Sie wirkten ebenso wie die Anerkennung, die wir als Mannschaft im Verein und auch in hannoverschen Fußballkreisen erfuhren, als eine Art Belohnung dafür, dass wir dem Leistungsgedanken folgten und bei der Stange blieben. Der Trainer wie auch der Betreuer verstanden es in besonderer Weise, unsere damaligen knappen finanziellen Ressourcen durch Mithilfe von Eltern, Spendern – heute würde man sagen: Sponsoren – und Sportverbänden auszugleichen, sodass niemand aus der Mannschaft wegen Geldmangels von den vielen Reisen ausgeschlossen war. Dies wäre undenkbar gewesen, wenn nicht insbesondere auch einige Eltern uns immer wieder zu Liga- und Freundschaftsspielen transportiert und betreut hätten, sodass letztlich der große Zusammenhalt der Mannschaft von mehreren Seiten abgesichert war. Für uns gab es angesichts dieser Rundum-Betreuung kaum einen Grund, die Mannschaft zu verlassen oder gar mit dem Fußballspielen ein Ende zu machen.

Wir konnten in diesen Jahren nahezu jede Meisterschaft in unseren jeweiligen Ligen gewinnen, zumal sich unsere Erfolge herumgesprochen hatten und einige leistungsstarke Spieler von anderen Vereinen unsere Mannschaft noch verstärkten. An einzelne Spiele dieser Zeit kann ich mich bis auf einige Ausnahmen kaum noch richtig erinnern. Zu diesen Ausnahmen gehört der wohl größte sportliche Erfolg unserer Mannschaft, nämlich der Sieg beim damals noch jährlich in Hannover ausgetragenen Internationalen Jugendturnier. Als B-Jugend gewannen wir im Eilenriede-Stadion im Endspiel gegen den favorisierten „großen“ Hamburger SV mit 1:0. Wir waren nach diesem Spiel, dem etliche andere während des Turniers schon vorausgegangen waren, so erschöpft, dass kaum einer von uns sich ausgelassen freuen konnte. Dass dies nicht nur für uns etwas Besonderes gewesen war, sondern auch für den Verein, erfuhren wir, als der Vereinsvorsitzende, der uns sonst bei Meisterschaften immer mit einem Blumenstrauß beglückwünscht hatte – was sollten mein Bruder und ich mit den Blumen anfangen? Also bekam unsere Mutter zu ihrer Überraschung Blumen von uns! – uns eine silberne Ehrennadel des Vereins überreichte.

Zu dieser Zeit spielte mein Bruder in der Auswahlmannschaft des Landes Niedersachsen und auch in der deutschen Nationalmannschaft seiner Altersklasse, was wir alle immer mit großem Stolz wahrnahmen. Sogar unsere Eltern, die unseren Fußball eher immer ein wenig skeptisch betrachtet hatten – „Immer diese riesigen Haufen dreckiger Wäsche! Müsst ihr denn bei jedem Wetter trainieren? Denkt ihr auch an eure Schule?“ –, nahmen das wohlwollend zur Kenntnis. Unsere Mutter kam manchmal vom Freitagsmarkt auf dem Fiedelerplatz in Döhren zurück und berichtete nicht ganz ohne Stolz, dass sie wieder von „wildfremden Leuten“ auf dem Markt angesprochen worden war, ob sie denn nicht die Mutter der beiden Fußballer von „Niedersachsen“ sei. In der Auswahlmannschaft des Landes Niedersachsen gelang mir allerdings nur ein Einsatz, weil es, wie ich damals glaubte, mit dem dortigen Auswahl-Trainer für mich kein Auskommen gab. Seine ersten im Leistungszentrum Barsinghausen an mich gerichteten Worte waren: „Geiling, gibt’s in Döhren keinen Friseur?“ Diese Form der Ansprache kannte ich schon aus der Schule, wo wir in diesen Jahren mit autoritären Lehrern ohnehin viele Kämpfe auszufechten hatten. Ich muss ziemlich eingeschnappt gewesen sein und als 15-Jähriger noch diplomatische Defizite gehabt haben, denn der Herr hat danach nie wieder mit mir gesprochen. Auch in diesen gerade für uns Jugendliche manchmal „wilden“ Jahren des Aufbegehrens gegen etablierte Ordnungsvorstellungen, der Zeit der Beatles und Stones, der langen Haare und des ungewöhnlichen Outfits von Parkas, „Schocksocken“ und Jeans sowie auch politisch motivierter Proteste und nicht selten langer Partynächte konnten wir unter den schützenden Händen unseres Döhrener Trainers und zu unserem damals jugendlichen Erstaunen auch unseres älteren „Kommissars“, dem Betreuer, unseren Fußball bei „Niedersachsen“ weiter ungehindert betreiben. Unausgesprochene Bedingung für die Akzeptanz unserer noch jungen unausgereiften Persönlichkeiten war allerdings, dass wir dabei die Disziplin übten, die gemeinsamen Verabredungen und Vereinbarungen im Interesse des mannschaftlichen Spiels einzuhalten. Wer jedoch diese – heute heißt es: zu Teamgeist führende – Disziplin damals nicht mit seinem Lebensstil vereinbaren wollte oder konnte, musste gehen. Dies passierte jedoch zum Glück sehr selten. Insofern handelte es sich schon damals bei Niedersachsen Döhren um eine durchaus moderne und konsequente Form der Jugendarbeit, die letztlich für viele von uns für die weitere Entwicklung im Leben sehr wichtig gewesen war. Dass zuletzt allein fünf Spielern unserer Mannschaft der direkte Sprung in die erste Herrenmannschaft gelang, war vor diesem Hintergrund dann nur noch von untergeordneter Bedeutung.

Ist im Land zwischen Deister und Leine – dat is et rechte, dat ich meine – noch alles im grünen Bereich?

MARTIN STÖBER

Die in den Titel dieses Beitrags eingeschobene Aussage wird, mit Blick auf Calenberg, das Kernland seines Territoriums, Erich I. zugeschrieben und gern zitiert. Besagter Erich regierte das gleichnamige, allerdings räumlich größere welfische Fürstentum von 1495 bis 1540.¹ Und er hatte ja auch nicht unrecht. Der Landschaftsraum seines Herzens wies und weist so seine Qualitäten auf. Es wird sich zeigen, dass diese Qualitäten auch einen Teil des Lebens unseres Jubilars mitbestimmt haben. Eine niedersächsische Landschaft und ein Historiker: Ich möchte den vielleicht etwas waghalsigen Versuch unternehmen, in vier kurzen Abschnitten beide gemeinsam zu würdigen und die Beziehung des Einen zu der Anderen anzusprechen.

Etwa an dieser Textstelle ist es in kurzgefassten Beiträgen oft Sitte, auf diese Kürze hinzuweisen und zu erwähnen, was man alles nicht berichten und analysieren könne, obwohl man es doch so gern täte und – zwischen den Zeilen zu lesen – es auch intellektuell beherrsche (das Letztere kann zum Glück oft nicht überprüft werden). So ist es auch hier, aber ich bin offen gestanden ganz froh, dass ich mich beschränken darf. Das erleichtert es, ein wenig waghalsig zu sein.

Carl-Hans Hauptmeyer hat über zahlreiche Themen und nicht allein zur Regional- und Lokalgeschichte geforscht. Die Historie einer süddeutschen Reichsstadt und die Strukturen eines norddeutschen Kleinstaates haben ihn bewegt, ebenso wie die niedersächsische Landesgeschichte in ihrer Gesamtheit, wie globale ökonomische Zusammenhänge und vieles mehr. Aber „irgendwie“ blieb ihm Calenberg wichtig und nah, vielleicht als Teil der Heimat, doch unbestreitbar als wichtiges Forschungsfeld und im Wortsinne „Lehrgebiet“ der frühen Jahre als Universitätslehrer. Er war nicht der erste, der diese Region umfassender erforschte.² Aber ihm ging es um moderne Regionalgeschichte als Methode, um ganzheitliche Ansätze und insbesondere um Chancen zur An-

1 Carl-Hans Hauptmeyer: Calenberg. Geschichte und Gesellschaft einer niedersächsischen Landschaft. Hannover 1983, insbesondere S. 10–11, 20, 54.

2 Als Beiträge zur Geschichte des Raumes sind vonseiten der Heimatforschung beziehungsweise der Fachwissenschaft u. a. zu erwähnen: August Kageler (Hg.): Land zwischen Deister und Leine. Ein Heimatbuch des Landkreises Linden. Hildesheim 1929; Käthe Mittelhäuser: Die Siedlungen des Calenberger Landes. Hannover 1983 (= Diss. TH Hannover 1948).

wendung³ historischer Forschungsergebnisse. Als ein wichtiges Ergebnis der Arbeiten erschien bereits 1983 der Band „Calenberg. Geschichte und Gesellschaft einer niedersächsischen Landschaft“.⁴ Es handelt sich dabei um ein populärwissenschaftliches, nicht zitierfähiges Buch ohne weiterführende Verweise – was zunächst auch Kritiker auf den Plan rief. Doch meines Erachtens ist dieses Buch wertvoll, da es ganzheitlich die wichtigen Aspekte der Geschichte der Region zusammenführt und der Adressatengruppe – interessierten Leserinnen und Leser ohne fachwissenschaftliche Ausbildung – diese komplexe Materie gut verständlich nahebringt.

Reden wir nun zunächst über die Natur und die Menschen Calenbergs.

Löss und Salz, Ackerbauern und Rübenburgen

Weit im Süden unseres Kontinents kollidieren zwei der großen tektonischen Platten, die afrikanische und die eurasische, auf recht komplexe Weise. Eine Folge ist die Entstehung der Alpen, eines der großen Faltengebirge unseres Planeten. Diese Prozesse wirken und wirkten sich aber auch auf Südniedersachsen aus.⁵ Die geologischen Kräfte ließen hier ältere Gesteinspakete in der Tiefe zerbrechen und führten zur Bildung von Festgesteinsstufen und -höhenrücken an der Erdoberfläche. Dazu trugen auch „uralte“ Salzablagerungen bei, die in großer Tiefe durch Wärme und Druck plastisch geworden waren und nun an Rissen und Bruchstellen aufstiegen. So jedenfalls erklärt uns die klassische Theorie der saxonischen Bruchschollentektonik und Halokinese beispielsweise die Existenz des Benther Berges und des Deisters, wobei auch die Abtragung – sie setzt praktisch zeitgleich mit jeder Hebung ein – das ihre zur Reliefgestaltung beigetragen hat. Und dann kam das Eiszeitalter. Für das Calenberger Land wurde gerade das bislang letzte Glazial, die Weichseleiszeit, zum „Schicksal“.

Im Gebiet des heutigen Calenbergs, am Rand des beschriebenen Berg- und Hügellandes gelegen, fingen sich in der tundraähnlichen dichten Steppen-Vegetation die staubigen Ablagerungen, welche die von Westen oder von den Gletschern im Norden über vegetationslose oder spärlich bewachsenen Flächen wehende Winde mit sich führten. Um es abzukürzen: Das Ergebnis sind die

3 Hierzu Karl H. Schneider: Angewandte Regionalgeschichte oder: Erinnerungen an die Anfänge. In: Christiane Schröder u. a. (Hg.): Geschichte, um zu verstehen. Traditionen, Wahrnehmungsmuster, Gestaltungsperspektiven. Carl-Hans Hauptmeyer zum 65. Geburtstag. Bielefeld 2013, S. 43–54.

4 Hauptmeyer: Calenberg.

5 Zur geologischen Entwicklung im Überblick: Hans Heinrich Seedorf/Hans-Heinrich Meyer: Landeskunde Niedersachsen. Natur- und Kulturgeschichte eines Bundeslandes. Band 1: Historische Grundlagen und naturräumliche Ausstattung. Neumünster 1992, Kapitel D 1 bis D 4, insbesondere S. 60–62, 63–85.

Lössflächen der Börde, mit Böden, die von Natur aus besonders fruchtbar sind und beispielsweise Wasser gut vertikal leiten. Was die Eiszeit hinterließ, darf folglich, wenn auch sprachlich nicht ganz korrekt, als „ein Lebensraum im grünen Bereich“ bezeichnet werden – oder, mit Blick auf die Ackerkrume, als ein solcher im fruchtbar-dunkelgrauen.

Die ersten sesshaften Ackerbauern und Viehzüchter, die wohl eher bedingt durch einen Bevölkerungsdruck und schweren Herzens ihr Leben als Jäger und Sammler aufgaben, wussten die Calenberger Börde mit diesen sehr fruchtbaren, aber nicht zu „schweren“ Böden zu schätzen. So fand die Neolithische Revolution hier bereits vor mehr als 7.000 Jahren statt, archäologische Befunde bezeugen dies. Das Instrumentarium von Archäologie, Siedlungsgeografie und Sprachwissenschaft hilft ferner, begründete Vermutungen über das Alter heute noch bestehender Siedlungen zu formulieren. Die schriftliche Ersterwähnung liefert ja nur den „Terminus ante quem“. Sie ist meist ein Zufallsprodukt und daher ein himmelschreiend ungerechtes Urteil im Wettkampf der Dörfer und Ortsteile um das Gütesiegel des ältesten Gemeinwesens in der Nachbarschaft. Wichtig ist mir der Hinweis: Eine 7.000-Jahrfeier wird es wohl nirgendwo geben. Bis ins erste nachchristliche Jahrtausend dominierte die Diskontinuität: Siedlungen wurden gegründet, aufgegeben, verlegt, neugegründet und wieder aufgegeben. Aber ebenso wichtig ist die Feststellung, dass das Calenberger Land zu den besonders früh besiedelten Räumen im heutigen Niedersachsen zählt und viele der hiesigen Dörfer auf eine besonders lange, kontinuierliche Existenz zurückblicken können.

Die jahrgenaue Altersfrage ist übrigens ein Thema, das die Fachwissenschaft eher wenig, die breite Öffentlichkeit dafür umso mehr beschäftigt.⁶ Das macht sie zu einem Fall in Sachen Angewandter Geschichte, denn die Gemüter zu beruhigen, auf die Grenzen unserer Kenntnis und Erkenntnismöglichkeiten hinzuweisen, zugleich aber die Begeisterung für die Altersfrage zu nutzen, um zur lehrreichen Beschäftigung mit Geschichte anzuregen, ist eine wichtige Aufgabe der (Erwachsenen-)Bildungsarbeit. Und dieser Einsatz in der politischen Bildung für alle Alterstufen kann durchaus als die klassische Form der Angewandten Geschichte verstanden werden. Die folgende Frage ist eine rhetorische: Welcher hannoversche Historiker bot schon früh einschlägige Lehrver-

6 Ein Beispiel ist die Stadt Ronnenberg mit ihren acht historischen Dörfern (Ihme und Roloven getrennt betrachtet). Beispielsweise im Fall von Empelde und Ronnenberg – wo man auch gern die Schlacht bei Runibergun im Jahr 531 verorten möchte – ist das Alter der Siedlung ein Aspekt der Rivalität. Martin Stöber u. a.: Das Alter der acht Dörfer. Ein offenes Rennen um Platz eins. In: Peter Hertel u. a.: Ronnenberg. Sieben Traditionen – Eine Stadt. Ronnenberg 2010, S. 52–59.

anstaltungen außerhalb der Universität an? Carl-Hans Hauptmeyer will Menschen dort abholen, wo sie stehen.

Zurück zur Historie,⁷ in das Calenberger Land und zunächst ins Mittelalter: Es gibt deutliche Hinweise, dass es die so wertvollen Lössböden bereits seit dem ausgehenden Hohen Mittelalter erlaubten, die zur Erholung notwendigen Brachzeiten stark zu verkürzen, man die zeitgenössische Flurnutzung also fast als Fruchtwechselwirtschaft bezeichnen kann.⁸ Während der spätmittelalterlichen Krisenphase gaben die Calenberger zwar zahlreiche Siedlungen auf, aber wohl kaum Ackerflächen. Und als insbesondere im Laufe des 19. Jahrhunderts die Bauernbefreiung, die Flurbereinigungsmaßnahmen und zahlreiche agrarische Innovationen – vom Mineraldüngereinsatz über Meliorationen bis zur Mechanisierung – Wirklichkeit wurden, profitierten gerade die wirtschaftskräftigen Vollerwerbshöfe im Calenberger Land. Die zahlreichen Rübenburgen, Höfe mit großen, neuen Betriebsgebäuden in rotem Klinker, die ein städtisch anmutendes, modernes Wohnhaus einrahmen, zeugen vom Boom, den beispielsweise der Anbau der Zuckerrübe auslöste. Darüber hinaus war die Großstadt Hannover als Absatzmarkt nah, die Verkehrsinfrastruktur gut und gewerbliche Arbeitsplätze standen zur Verfügung: Wealdenkohle wurde untertägig abgebaut, Rübenzucker produziert und Kalisalz gefördert – ein Bestandteil der neuen Mineraldünger, die ausgerechnet die Calenberger Börde weniger dringend benötigte als viele andere Regionen.

Die Natur einer Region, dies zeigt auch das Fallbeispiel Calenberg, ist weit mehr als die Bühne des historischen Geschehens. Bei seiner Inwertsetzung kommt es zu komplexen Wechselwirkungen zwischen dem Naturraum und menschlichem Handeln.

Von Zwang, Abhängigkeit und dem Aufeinander-angewiesen-Sein

Das Kurfürstentum und spätere Königreich Hannover war, so die landläufige Meinung, ein typischer Agrarstaat. Ganz stimmt dieses Urteil nicht, es gab schon in der Frühen Neuzeit eine durchaus nennenswerte gewerbliche Entwicklung, wobei die Gewinnung und Verarbeitung von Rohstoffen eine wichti-

7 Einen kompakten, auch Calenberg betreffenden Überblick liefert: Carl-Hans Hauptmeyer/Martin Stöber: Zurück zu den „Wurzeln“. Eine Einführung in Landeskunde und Geschichte der Region Hannover. In: Michael Arndt/Arpad Bogya u. a.: Die Region Hannover. Eine erste Bilanz (= Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung: Niedersachsen – vom Grenzland zum Land in der Mitte. Folge 7). Hameln 2003, S. 9–35.

8 Carl-Hans Hauptmeyer: Agrarkrise, Wüstung, Mehrfelderwirtschaft, Meierrecht und Verdorfung im Calenberger Land. Überlegungen zum agrarischen Wandel des späten Mittelalters. In: Dieter Brosius (Hg.): Beiträge zur niedersächsischen Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Hans Patze. Hildesheim 1984, S. 51–75.

ge Rolle spielte. So war es auch in Calenberg, der hiesige Bergbau ist als Beispiel schon erwähnt worden. Doch die Landwirtschaft war noch im 19. Jahrhundert prägend – wer Calenberg verstehen möchte, muss folglich den Blick in die Dörfer wagen. Dort erwarten alle Freundinnen und Freunde des Landlebens die „gute alte Zeit“, eine heile und kinderreiche Welt, vorzufinden. Nur schade, dass niemand älter als 40 Jahre wurde.

Zugegeben, die letzten Aussagen sind polemisch angehaucht. Schnell ist jedermann zu überzeugen, dass bei einem Blick auf durchschnittliche Lebenserwartungen in vergangenen Epochen eine hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit einzukalkulieren ist. Und ebenso leicht kann mit dem Taschenrechner bewiesen werden, dass, hätten über mehrere Jahrhunderte stets fünf, sechs oder sieben Kinder auf den Hofstellen gespielt und das heiratsfähige Alter erreicht, die Bevölkerungszahl Niedersachsens heute eine gigantische wäre. Großfamilien gab es weithin nur in einer kurzen Phase vor etwa 100 oder 150 Jahren, wie es das Modell des demografischen Übergangs plausibel erklärt.

Das Bild der heilen Welt nachhaltig zu korrigieren, verlangt mehr Einsatz und namentlich Archivarbeit. Obrigkeitliche Berichte über die Lage im Land sind ebenso zu interpretieren wie Meierbriefe, Altenteilverträge oder statistisch auswertbare Register wie die „Kopfsteuerbeschreibung der Fürstentümer Calenberg-Göttingen und Grubenhagen von 1689“.⁹ Die im Rahmen der Flurbereinigungsmaßnahmen um die Mitte des 19. Jahrhunderts gezeichneten exzellenten Flurkarten¹⁰ geben den alten und neuen Zustand der Feldmarken wieder und erlauben wichtige Rückschlüsse auf die Flurverfassung bis in die Zeit des ausgehenden Mittelalters.

Carl-Hans Hauptmeyer hat die Arbeit mit den archivalischen Quellen geleistet, die Ergebnisse in seine Bildungsarbeit in und vor den Toren der Universität einfließen lassen und in der Fachliteratur publiziert. Das „alte Dorf“ war keine ungestörte heile Welt. Es war geprägt von zahlreichen Abhängigkeiten. Landes-, Grund-, Gerichts- und Kirchenherrschaft sind zu nennen; und genau genommen machte und macht Landwirtschaft auch unmittelbar

9 Ein Fundus, der gedruckt vorliegt: Die Quelle wurde in 13 Bänden zwischen 1940 und 1972 von wechselnden Personen (Max Burchard, dann Herbert Mundhenke) und Institutionen (zuletzt von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen) sowie an unterschiedlichen Verlagsorten (Hannover, dann Hildesheim) herausgegeben. Ich verzichte daher auf einen kompletten Nachweis, das Werk kann aber allein durch die Angabe des Titels in Bibliotheken eingesehen werden. Ein Interpretationsbeispiel (Lüdersen!) findet sich bei Carl-Hans Hauptmeyer: Das alte Dorf – Gemeinschaft und Zwang. In: Ders. u. a.: Annäherungen an das Dorf. Geschichte, Veränderung und Zukunft. Hannover 1983, S. 148–163, hier S. 155–158.

10 Karl Heinz Schneider/Hans Heinrich Seedorf: Bauernbefreiung und Agrarreformen in Niedersachsen, hg. v. der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung. Hannover 1989, insbesondere S. 99–101 sowie Kartenbeilagen.

abhängig, sie zwingt zur Anwesenheit. Das „alte Dorf“ wurde gelenkt von einer Zwangsgenossenschaft, die schon aufgrund der Flurverfassung unumgänglich war. Kein Landbesitzer konnte seine nicht durch Wege erschlossenen Parzellen bewirtschaften oder die dörfliche Allmende nutzen, ohne Rücksicht auf seine Nachbarn zu nehmen. Das „alte Dorf“ lebte mit der latenten Gefahr von Missernten, Krisen oder Kriegen. Und das Zusammenleben war oft geprägt von einem „funktionalen Aufeinander-angewiesen-Sein“. Beispielsweise benötigten die Vollbauern saisonal Arbeitskräfte, die „kleinen Leute“ – derer gab es viel mehr als Mitglieder der Bauernfamilien – brauchten Verdienstmöglichkeiten.¹¹

*„Die Sehnsucht nach dem alten, heilen Dorf ist immer falsch. Es war stets in wechselnder Weise abhängig. Das abhängige Dorf aber heißt es zu überwinden. Was zu Abhängigkeiten führte, können wir aus der Geschichte des Dorfes lernen und heute versuchen, Utopien für das Dorf und mit dem Dorf zu entwickeln, die das abhängige Dorf beseitigen helfen.“*¹² Dieses Resümee Carl-Hans Hauptmeyers weist wieder darauf hin, welche Bedeutung der Jubilar der Anwendung von Geschichte beimisst. Wenden wir uns also kurz diesem Thema zu und werfen wir einen Blick auf das recht malerisch am Hang eines kleinen Calenberger Höhenrückens gelegene Lüdersen. Wir können dies beruhigt tun, denn die Erforschung der Calenberger Geschichte „bewegt“ sich, nicht zuletzt dank des Jubilars, im grünen Bereich.

Ein junger Historiker und die Lehren aus der Geschichte

Lüdersen. Über dieses Dorf hat sich Carl-Hans Hauptmeyer schon mehrfach und recht früh geäußert, jedenfalls lange bevor er auch nur ahnen konnte, dass Zeitläufte und Lebensweg Lüdersen einmal zu einem sehr geschätzten – vielleicht geliebten? – Wohnort machen würden. Eine Äußerung aus dem Jahr 1983 beweist, wenigstens auf den ersten Blick, noch keine innig-positive Beziehung zwischen Dorf – oder Pendlerschlafort ohne Gemeinschaftsleben? – und Wissenschaftler:

„Lüdersens Dorfplatz soll mit neuem Leben erfüllt werden. Er sieht aber auch gar zu traurig aus: teils blanke Erde, teils eine Pflasterung, teils eine Asphaltstraße bedecken ihn, und die Häuser um ihn herum wollen gar nicht zusammenpassen. Doch auf dem Platz stand – bis vor kurzem der Sturm sie umriß – eine vielhundertjährige Linde, [...] Wohl war es das Naturdenkmal, die Linde, die den

11 Carl-Hans Hauptmeyer: Das abhängige Dorf – eine historische Retrospektive. In: Ders. u. a.: Annäherungen an das Dorf, S. 36–58; Ders.: Das alte Dorf; Ders.: Zukunftsperspektiven des Dorfes – historische Aspekte. In: Ders. u. a.: Annäherungen an das Dorf, S. 200–216.

12 Hauptmeyer: Das abhängige Dorf, S. 58.

Gedanken entstehen ließ, um den Baum herum einen Platz zu gestalten, der zum gemeinschaftlichen Dorfleben einladen soll.

*Geht das so einfach? Wo soll die Gemeinsamkeit herkommen, da doch heute die Dörfer aller gemeinschaftlicher Funktionen beraubt sind?*¹³

Dass sich Carl-Hans Hauptmeyer mit den ästhetischen Schwächen des Lüderser Dorfplatzes befasst, damit sogar sein „Calenberg-Buch“ einleitet, zeigt auf den zweiten Blick: Das Verhältnis des Historikers zum Dorf am Hang entwickelte sich längst positiv.

Eine persönliche Anmerkung sei erlaubt: Als ich die Zeilen für diesen Beitrag abschrieb, meinte ich, etwas Zeitgeist zu spüren. Lag vielleicht auch unter dem Lüderser Pflaster der Strand? Dies wohl eher nicht, dagegen haben das Calenberg-Buch an sich und die das Zitat abschließenden Fragen viel mit dem wissenschaftlichen Zeitgeist zu tun. Der Band erschien in einer Phase der in weiten Kreisen (wieder) auflebenden Beschäftigung mit der Historie, insbesondere durch ein wachsendes Interesse am eigenen Umfeld, am Kiez, am Heimatort, an der Region und am Alltäglichen.¹⁴ Und eine Stärke der in jenen 1980er-Jahren aufstrebenden Regional- und Lokalgeschichte¹⁵ ist, dass sie auch zur Angewandten Forschung werden kann. Damit ist nicht die klassische Form, also die mehrfach angesprochene Bildungsarbeit, gemeint. Angewandte Regionalgeschichte geht darüber hinaus, was Carl-Hans Hauptmeyer bereits 1979 der wissenschaftlichen Öffentlichkeit als Chance ans Herz legte. In seiner Abhandlung in den Berichten zur deutschen Landeskunde geht es konkret um den Beitrag der historischen Wissenschaft zur Dorferneuerung.¹⁶ Dieses Thema bearbeitete er auch mit Studierenden des Historischen Seminars der Universität Hannover – selbstverständlich, so möchte man sagen, am Beispiel eines Calenberger Dorfes. Gemeint ist der Wennigser Ortsteil Holtensen; das Buch zum Projekt erschien 1982.¹⁷

Bei der erhaltenden Dorferneuerung als potenzielles „Einsatzgebiet“ blieb es nicht. In der Planung generell, bei Fragen der Entwicklung von Ländern und Regionen und beispielsweise im Rahmen der Kulturarbeit stehen zweifellos

13 Hauptmeyer: Calenberg, S. 8.

14 Gert Zang: Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte (= Schriftenreihe des Arbeitskreises Regionalgeschichte e. V., Nr. 6). Konstanz 1985.

15 Zur Einordnung der damals noch jungen Regionalgeschichte in den Kontext anderer historischer Disziplinen mit raumbezogenen Ansätzen: Carl-Hans Hauptmeyer (Hg.): Landesgeschichte heute. Göttingen 1987.

16 Carl-Hans Hauptmeyer: Geschichtswissenschaft und erhaltende Dorferneuerung. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 53 (1979), S. 61–79.

17 Carl-Hans Hauptmeyer [und Studierende]: Holtensen, Gemeinde Wennigsen. Dorfgeschichte als Beitrag zur Dorferneuerung, hg. v. Heimatbund Niedersachsen e. V. Hannover 1982.

Probleme auf der Tagesordnung, zu deren Lösung nach gründlicher Forschung auch die Expertise von Historikerinnen und Historikern beitragen kann. Warum dies so ist, kann leicht allgemeinverständlich erklärt werden: Wer die Zukunft verändern und – nach welchen Kriterien auch immer – verbessern will, muss die Gegenwart analysieren. Dazu bedarf es aber auch eines Blickes in die Vergangenheit, denn die Gegenwart ist historisch „gewachsen“.

Dies soll nun keineswegs heißen, dass nichts mehr in dieser Welt unternommen werden darf, wenn nicht zuvor ein Gremium aus Regionalhistorikerinnen und Landeshistorikern befragt worden ist. Doch wenn es um wichtige Fragen von Wandel oder Bewahrung geht, wenn beispielsweise Umwelt, Landschaft und Kultur oder die Heimat als ein Teil der Identität von Menschen betroffen sind, dann sollte auch regionalhistorischer Sachverstand willkommen sein. Wäre dies etwas häufiger der Fall, sähe Carl-Hans Hauptmeyer sich in seiner Arbeit noch intensiver bestätigt und stellte wohl fest: „Alles im grünen Bereich.“

In Zukunft: Auch der grüne Wind kann sich drehen

*„Die ‚Liebe zur Landschaft‘ entsteht offenbar dort, [...] wo die Natur den Schrecken der Wildnis eingeüßt hat, sie kein Ort der Mühsal mehr ist und sie drittens ihre Alltäglichkeit bzw. Allgegenwärtigkeit verloren hat. Es ist deshalb sicherlich kein Zufall, daß historisch die ‚Liebe zur Landschaft‘ bereits lange vor Industrialisierung und Landschaftszerstörung einsetzt und – in Deutschland – zuerst nachweisbar ist beim Stadt-Bürgertum des Spätmittelalters.“*¹⁸ In Calenberg dürfte die „flächendeckende“ Liebe zur Landschaft ein deutlich jüngeres Phänomen sein, denn als ein primär agrarisch geprägter Raum blieb die Region für viele noch lange ein Ort des Mühsals. Inzwischen werden aber gerade die Einwohner nicht bestreiten, dass das Calenberger Land, mögen auch manche ausgeräumte Bördeflächen nicht anheimelnd wirken, durchaus seine Reize hat. Zumal: Über Ästhetik lässt sich trefflich streiten.

Darüber hinaus ist das Bild einer Kulturlandschaft, wie immer dies der Einzelne auch bewertet, ein Ergebnis natürlicher Einflüsse und menschlichen Handelns und somit auch eine Geschichtsquelle unter freiem Himmel. Deshalb sind nicht nur aus ökologischen Gründen Eingriffe rücksichtsvoll vorzunehmen, selbst wenn wir uns bewusst zu machen haben, dass Landschaft ein

18 Wulf Tassin: LA BELLE ET LA BETE – Zu planerischen Utopien der Aufhebung von „Landschaft“ in der modernen Großstadt. In: Natur ist Kultur. Beiträge zur ökologischen Diskussion, hg. v. d. Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung. Hannover 1990, S. 37–58, Zitat S. 37–38.

Prozess ist und ein bestimmter Zustand nicht auf Dauer konserviert werden kann.

Als Wissenschaftler hat Carl-Hans Hauptmeyer über Lüdersen geforscht und hier wie anderswo angeregt, Ergebnisse der regionalhistorischen Forschung vor Ort in den Diskurs über die Gestaltung der Zukunft einzubringen. Als Bewohner Lüdersens, darauf sei am Rande hingewiesen, hat er sich mit ähnlichen Zielsetzungen ehrenamtlich eingesetzt. Unsere Dörfer sollen mehr sein als nur Pendler-Schlafgemeinden, das soziale und kulturelle Zusammenleben gilt es zu beleben, Landwirtschaft, Gewerbe und andere Einrichtungen der Infrastruktur zu erhalten, Subsidiarität zu stärken, aber auch Nachhaltigkeit zu fördern.

Doch dann geschah unlängst das Folgende: Die Region Hannover plant, vor dem Hintergrund der „Energiewende“ weitere, außerordentlich große Windkraftanlagen im Calenberger Land zu errichten. Carl-Hans Hauptmeyer protestiert gegen eine eher umweltfreundliche Technologie, nur weil man sie – dies formuliere ich absichtlich unkorrekt und böswillig – frech und bildfüllend vor sein Panoramafenster setzt? Nein, so ist es nicht: Auch hier kommen Erfahrungen aus Jahrzehnten der geschichtswissenschaftlichen Forschung und Lehre zum Tragen. Es kommt schließlich nicht nur darauf an, was man tut, sondern wichtiger ist, wie man vorgeht – banal, aber wichtig. Die Menschen vor Ort sind in solchen Fällen einzubinden, sprich: dort abzuholen, wo sie stehen. Güterabwägungen sind zu treffen, bisweilen sind Zielsetzungen schwer vereinbar, die viele Menschen, jeweils für sich allein genommen, als sinnvoll einschätzen: Neben „grüner“ Energie haben auch andere Werte, etwa der Schutz einer historischen Kulturlandschaft oder die Bewahrung von Heimat, Bedeutung. Zumal die Windenergienutzung ihre Möglichkeiten noch nicht voll „ausspielen“ kann, denn wir verfügen noch nicht über smart grids und – besonders schmerzlich – keine technisch einfachen, hochkompakten und wenig Verluste erleidende Stromspeicher.

Und dann ist es nur folgerichtig, sich einzubringen. Einmischung ist kein Zwang, aber eine wichtige Forderung, denn Menschen gestalten die Zukunft und diese ist insofern offen. Gelingt ein sinnvoller und tragfähiger Kompromiss, wäre im Calenberger Land wieder einiges mehr „im grünen Bereich“. Und Carl-Hans Hauptmeyer würde lobend sagen: „Wir haben aus Geschichte gelernt. Nur weiter so!“

Grün gebraut. Was ein Bier mit sozialen Bewegungen im Wendland zu tun hat

JENNY HAGEMANN

Im Wendland, diesem kleinen Ostzipfel Niedersachsens, leben die meiste Zeit nicht mehr als 50.000 Menschen. Der Großteil von ihnen sammelt sich nicht in den Städten Dannenberg oder Lüchow, sondern verteilt sich über die Dörfer. Damit ein Außenstehender versteht, wie klein diese Dörfer tatsächlich sind, kann man darauf hinweisen, dass die meisten von ihnen keine Straßennamen in ihren Adressen benötigen. Nur den Ort und die Nummer des Hofes. Man könnte also meinen, es gehe dort recht ruhig zu. Aber, das wusste schon der Schriftsteller Nicolas Born: „Die Ruhe auf dem Lande ist oft stille Wut.“¹ Wer die jüngere Geschichte der Region kennt, weiß, worauf Born hier anspielt. Und wer es nicht weiß, möchte vielleicht trotzdem widersprechen. Denn er oder sie ist vielleicht zu Besuch auf der Kulturellen Landpartie gewesen. Das Wendland – ruhig? Mitnichten! Allein 2017 umfasste die Veranstaltungsreihe 858 Programmpunkte, die auf 1.712 Termine und zehn Tage verteilt waren. Vor den pittoresk in die Landschaft drapierten Bauernhäusern stapeln sich dann die Autos und Fahrräder der Gäste; sämtliche Hotels, Pensionen und Betten sind belegt, das Wendland scheint aus allen Nähten zu platzen. Ob Töpfern, Yoga oder kritisches ZeitzeugInnen-Gespräch, für jeden ist was dabei. Ruhe findet sich dann höchstens noch bei einem Glas frisch Gezapftem, und wer die Kulturelle Landpartie besucht, der trinkt es am besten direkt im Schatten der Bäume von Hof Zehn in Kussebode, wo Mathias Edler sein Wendlandbräu in einem umgebauten Pferdestall herstellt. Bio und „Craft“, versteht sich.

„Die Ruhe auf dem Lande ist oft stille Wut.“ – Gilt das auch für Edler, der während der Kulturellen Landpartie resolut, wortgewandt und entspannt durch seine kleine Brauerei führt? Es gilt. Denn wer sich mit diesem im Grünen gebrauten Bier beschäftigt, lernt nicht nur etwas über ober- und untergärrige Hefe, sondern vor allem über soziale Bewegungen, genauer gesagt, die Anti-Atombewegung. Denn das Wendland, dieser kleine Ostzipfel Niedersachsens, in dem nicht mehr als 50.000 Menschen leben, ist eben seit dem 22. Februar 1977 vor allem für eines bekannt: Gorleben. Der Salzstock sollte zum nuklearen Entsorgungszentrum ausgebaut werden, doch der sich daraufhin formierende Widerstand entwickelte sich innerhalb kurzer Zeit zum Zentrum der deutschen Anti-Atombewegung: „Seit diesem überheblichen Fingerzeig eines

1 Zitiert nach Susanne Kamien/Max Rheinländer: ÜberMacht & Phantasie. Geschichte(n) des Gorleben Widerstands. Lüchow 2008, S. 1.

Ministerpräsidenten auf einer Landkarte haben sich das Leben um Gorleben und auch meines verändert, aber nicht nur zum Schlechteren. Wir sind alle viel wachsamer und kritischer geworden. [...] Aus einer Region mit politischen Analphabetentum ist ein politischer Brennpunkt geworden, und bis heute geblieben, der uns alle geprägt hat.“² So formulierte Heinrich Pothmer 2017 seine Rückschau auf 40 Jahre Widerstand. Pothmer, der Landwirt, der sich im Frühjahr 1979 auf seinen Traktor schwang und nach Hannover fuhr, um unter dem Motto „Albrecht, wir kommen!“ eben jenem Ministerpräsidenten seine Meinung zu sagen. 150 Traktoren erreichten nach eigenen Angaben am 31. März die Landeshauptstadt, insgesamt 100.000 Menschen nahmen an der Abschlussdemonstration teil. Die Bäuerliche Notgemeinschaft, ein unkomplizierter Zusammenschluss der wendländischen LandwirtInnen, wurde schnell zu einer der tragenden Säulen des Widerstands, gemeinsam mit der Bürgerinitiative Umwelt Lüchow-Dannenberg.

In dieser Zeit entwickelte der Landkreis Lüchow-Dannenberg, wie das Wendland zu diesem Zeitpunkt noch mehrheitlich genannt wurde, eine enorme Anziehungskraft. KünstlerInnen, Kultur- und Wissenschaftende aus dem Umland nahmen an den Protest-Aktionen vor Ort teil, prägten und veränderten sie. Sie sahen in der dünn besiedelten, ländlichen Gegend einen Raum der Möglichkeiten: politische Teilhabe, probierte Utopie, gelebte Demokratie. Viele blieben dort und veränderten das Selbstverständnis der Region grundlegend. Einer von ihnen ist Mathias Edler.

Edler war 15 Jahre alt, als der Tag X kam – jener gefürchtete Tag, an dem die ersten Transporte mit radioaktivem Atommüll Richtung Gorleben rollten. Gegen den Widerstand der Bevölkerung beschloss der Kreistag am 9. Januar 1983, eine Wiederaufbereitungsanlage, kurz WAA, zu bauen. Im Zuge dessen wurden eineinhalb Jahre später die ersten Fässer mit schwach- bis mittlradioaktiven Abfällen in die Region transportiert. Die Proteste im Vorfeld dieser Transporte reichten bis in das Dorf in der Nähe von Hannover, in dem Edler zu dem Zeitpunkt noch wohnte. Er erlebte, wie einer seiner Freunde für die Plakate, die er gemalt hatte, verhaftet wurde. Das genügte als Ansporn, wie er selbst sagt.³ Bei der Wendlandblockade am 30. April 1984 war er dann dabei, als zwölf Stunden lang die wichtigsten Zufahrtstraßen nach Gorleben durch Demonstrierende wie ihn gesperrt wurden. Und dennoch: Bereits am 8. Oktober desselben Jahres erreichten die Transporte das Wendland. Dass unter den Fässern auch

2 Rede von Heinrich Pothmer, 63 Jahre, aus Teichlosen am 18. Februar 2017.

3 Interview mit Mathias Edler „Als Jugendlicher beim Tag X“, 2013 geführt mit dem Gedächtnis der Nation e. V., heute Zeitzeugen-Portal: https://www.zeitzeugen-portal.de/personen/zeitzeuge/mathias_edler/videos/hcyCzmtFfUc, Stand: 13.03.2018.

einige falsch deklariert und illegal verschoben worden waren, wurde schnell zum transnuklearen Skandal. Der erste Schacht für ein Endlager im Salzstock Gorleben wurde dennoch zwei Jahre später abgeteuft. Die Demonstrationen hielten entsprechend an.

1992 beschloss Mathias Edler dann auch, den Protest nicht nur wiederkehrend zu besuchen, sondern ganz ins Wendland zu ziehen. Von nun an erlebte er die für die 1990er- und frühen 2000er-Jahre so prägenden Castortransporte – also Transporte von hochradioaktiven Abfällen – hautnah mit. Gemeinsam mit Wolfgang Ehmke leitete er ab 1995 die Bürgerinitiative als Vorstandsmitglied. Und obwohl er sein politisches Engagement 2002 als Atomkraft-Experte bei Greenpeace zum Beruf machen konnte, blieb doch der Wunsch, möglichst finanziell unabhängig zu bleiben, erhalten: „Ich hab auch immer zugesehen, dass ich neben dem Studium [der Politikwissenschaften] auch noch einen Job mache, der mit Politik nichts zu tun hat. Ich bin Vertreter dieser Bürgerinitiativ-Politik. Ich finde, diese Nach-Feierabend-Politik bringt frischen Wind überhaupt in Politik, auch wenn es manchmal nicht so geschwollene, geschwungene Reden sind. [...] Ich versuche nie nur Politik zu machen, um davon auch nicht abhängig zu werden. Also es ist ein sehr gutes Gefühl, auch eine wirtschaftliche Unabhängigkeit zu haben, [...], nicht darauf angewiesen zu sein, für Politik Geld zu bekommen. Denn das verändert wiederum den Charakter, glaube ich.“⁴ Der eine oder die andere mag an dieser Stelle widersprechen, dass es unpolitische Tätigkeiten gar nicht geben kann; für Edler ergab sich jedenfalls 2009 die Möglichkeit, seine Unabhängigkeit durch eine Brauerei abzusichern. Ironischerweise wuchs die Idee zehn Jahre zuvor im Biotop der Bürgerinitiative heran, denn dort lernte Edler Udo Krause kennen. Krause selbst war wiederum einer der zugezogenen Städter; er war 1986 aus Berlin nach Satkau umgesiedelt. Aus der Großstadt brachte er schon damals die Idee des Hausbrauens mit ins Wendland – mithin also das, was wir heute so gerne „Craft Beer“ nennen. Deshalb lässt sich am Beispiels des Wendlandbräus auch gut der Prozess nachvollziehen, innerhalb dessen Lebensentwürfe und Wirtschaftsmodelle zwischen dem ländlichen Lüchow-Dannenberg und seinem urbanen Umfeld zirkulierten und schließlich nicht nur die Bewegung selbst, sondern die gesamte regionale Identität des Wendlands prägten. Denn eine weitere dieser Ideen war die der ökologischen Landwirtschaft. Eva Quistorp, langjährige Aktivistin und Gründungsmitglied der Partei Bündnis 90/Die Grünen, erinnerte sich 2013, wie sie selbst als regelmäßige Besucherin aus Berlin ihre Gedanken über Weltmarkt,

4 Interview mit Mathias Edler „Mit Gorleben tagtäglich leben“, 2013 geführt mit dem Gedächtnis der Nation e.V., heute Zeitzeugen-Portal: https://www.zeitzeugen-portal.de/personen/zeitzeuge/mathias_edler/videos/Zu7Hcq8G3Vw, Stand: 13.03.2018, 02:49–04:10.

Welthunger und Solidarität in die Region brachte und schließlich mit entsprechend biologisch angebautem Gemüse wieder zurück in die Stadt fuhr.⁵ Heute sind die Bio-Supermärkte und Reformhäuser aus keiner Stadt mehr wegzudenken – auch in Lüchow werden Öko- und Regionalbewusstsein im Wendlandmarkt vereint. Ergänzt werden kann jedoch, dass der Bio-Gedanke das Wendland bereits durch eine andere soziale Bewegung erreicht hatte: 1920 waren die Wandervögel Karl und Margaret Voelkel in die Region gezogen, um der sich verschärfenden Industrialisierung zu entgehen und alternative Formen von Landwirtschaft auszuprobieren – ganz, wie es später die „Stadtindianer“ taten. Sie bauten hauptsächlich Äpfel, Birnen und Kirschen an und verarbeiteten sie nach anthroposophischer Arbeitsweise zu Säften. Die Anthroposophie als Vorbild für Demeter- und Biolandwirtschaft ist kein ganz einfaches Thema, waren doch die Verbindungen zur nationalsozialistischen Führungsriege eng geknüpft, da es einige ideologische Überschneidungen gab.⁶ Heute ist die kritische Auseinandersetzung mit der NS-Zeit für viele WendländerInnen ebenso eine Selbstverständlichkeit wie ihr Interesse für nachhaltige, ressourcenschonende Landwirtschaft. Und der Bio-Fruchtsaft von Urenkel Boris Voelkel wird in Bio-Läden in ganz Deutschland verkauft.

Mathias Edler und Udo Krause entschieden sich also bewusst und ihrem soziokulturellen Umfeld entsprechend dafür, ihr Bier ausschließlich aus Bio-Zutaten zu brauen. Sie fühlen sich einer „traditionellen, handwerklichen und ökologischen Herstellungsweise verpflichtet [...]“, werben für „das mögliche Miteinander von Landwirtschaft und Natur“ und die Nähe zu ihren KundInnen, da sie nicht im Einzelhandel vertreten sind.⁷ So zielt denn auch der augenzwinkernde Spruch „Stoppt Massenbierhaltung!“ das Glas, aus dem der oder die geneigte Landpartie-BesucherIn das frisch gezapfte Wendlandbräu trinkt. Darüber fliegt ein Storch einer halb sichtbaren Sonne entgegen (ob diese Sonne auf- oder untergeht, lässt sich wohl genau so beantworten wie die Frage, ob das betrachtete Bierglas halb voll oder leer ist). Diese stark vereinfachte Sonne mit ihren dicken, fast dreieckigen Strahlen, die kommt einem doch irgendwie bekannt vor ... Richtig, zu voller Größe aufgegangen, orange oder golden vor dunkelgrünem Grund, ist sie das Symbol des Gorlebener Widerstands schlecht-

5 Interview mit Eva Quistorp „Keimzellen der Bio-Supermärkte“, 2013 geführt mit dem Gedächtnis der Nation e.V., heute Zeitzeugen-Portal: <https://www.zeitzeugen-portal.de/videos/dJUez8KSP8M>, Stand: 14.03.2018.

6 Ausführlich hierzu: Peter Staudenmaier: Der Deutsche Geist am Scheideweg. Anthroposophen in Auseinandersetzung mit völkischer Bewegung und Nationalsozialismus. In: Uwe Puschner/Clemens Vollnhals (Hg.): Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte. Göttingen 2012, S. 473–490.

7 Zitiert nach dem aktuellen Flyer.

hin. Die Bürgerinitiative entschied sich nämlich im Zuge der Besetzung der Probebohrstelle 1004, die Pässe, mit denen man BürgerIn des im Mai 1980 dort entstandenen Hüttendorfes „Republik Freies Wendland“ werden konnte, mit dieser ursprünglich als Provisorium entstandenen Sonne zu schmücken. Seitdem findet sich die Sonne auf Jutebeuteln, Aufklebern, Bushaltestellen – und eben Bierkrügen. In dem Pass selbst finden sich zahlreiche Aspekte, die bis heute das Selbstverständnis der Bewegung prägen: ökologisches Bewusstsein, Widerständigkeit und ein kreativer, humorvoller Umgang mit der Atomproblematik, der stets gewaltfrei bleiben soll. All diese Aspekte setzen Edler und Krause in Wert, indem sie sich bei der Führung und Werbung für ihre Brauerei darauf berufen.

Auch den Austausch mit dem Umland führen die beiden Bierbrauer fort: Zwar können interessierte KundInnen das Wendlandbräu nur freitags zwischen 15 und 18 Uhr ab Werk kaufen, allerdings wird es nicht nur im Lüchower Gasthaus Wendel ausgeschenkt, sondern auch in den Trebeler Bauernstuben – beides beliebte Treffpunkte des Widerstands. Neben einigen weiteren regionalen Gaststätten beziehen inzwischen auch Cafés und Bars aus Hamburg, Hannover und Udo Krauses ehemaliger Heimat Berlin das „grüne“ Bio-Bier. Auch hier findet zwischen Land und Stadt also eine Zirkulation aus Idee, Umsetzung und Vertrieb statt. Außerdem lassen Edler und Krause sich von Bernd Meyer, genannt „Bernd, der Braumeister“ und selbst Hersteller des Schnuckenbräus aus Walsrode, beraten. Auf dessen Internetseite wiederum findet sich heute der Reiter „Stoppt Massenbierhaltung!“, unter dem er für das regional verwurzelte Brauerei-Handwerk wirbt.⁸ Zwar handelt es sich um kein Bio-Bier, jedoch vertreibt auch der in Walsrode geborene Diplom-Braumeister sein Schnuckenbräu nicht überregional und bietet stattdessen lieber Brau-Seminare an.

Mit Schafen hat's auch Giselher Kühn, der Hersteller des White Wendish Liquor. Wer vom Bier zu etwas härteren (Rausch-)Mitteln greifen will, dem wird im Wendland dieser Schafsmilch-Likör begegnen. Und vielleicht huscht ein wissendes Lächeln über das Gesicht, wenn man auf den Etiketten der Flaschen einen hellen Schafskopf vor dunklerer Wendland-Sonne erkennt. Wieder ist hier der Widerstand und mit ihm sein Symbol inzwischen untrennbar mit wendländischer Identität und ihrer flüssigen Inwertsetzung verknüpft. Dass ein Walsroder Braumeister mit Schnucken wirbt, scheint verständlich, bezieht er sich doch auf die Lüneburger Heide. Die Frage aber, auf welcher Heide die wendländischen Schafe grasen, führt ebenfalls zurück zur Atom-Problematik,

8 Vgl. http://schnuckenbraeu.de/cms/front_content.php?idcat=21&clang=1, Stand: 14.03.2018.

diesmal zu ihren Anfängen. Denn die Nemitzer Heide, für die die Samtgemeinde Lüchow mit „üppig in die Landschaft gegossene[r] Farbe“⁹ wirbt, existierte vor etwas mehr als 40 Jahren noch gar nicht. Erst am 12. August 1975 vernichtete ein Großfeuer ca. 2000 Hektar Wald und Ackerfläche. Marianne Fritzen, die inzwischen leider verstorbene Gründerin der Bürgerinitiative, vermutete nicht als Einzige in der Rückschau, der Wald sei absichtlich abgebrannt worden, um den Preis des Landes zu drücken und anschließend das Nukleare Entsorgungszentrum darauf zu errichten.¹⁰ Zugegebenermaßen sind die Schafe, die ihre Milch für den White Wendish Liquor geben, nicht die gleichen Schnucken, die heute die Nemitzer Heide bearbeiten. Da das Getränk als schlichter Schafsmilchlikör jedoch keinen rechten Absatz fand, entschied sich Kühn dafür, einen direkten Bezug zum Wendland herzustellen – inklusive Sonne und Bezeichnung als „wendish“.

Auch Mathias Edler und Udo Krause haben ihr Bier ganz bewusst Wendlandbräu genannt. Vor 40 Jahren jedoch wäre das – da sind sich ZeitzeugInnen wie Gabriele Haas und Hans-Werner Zachow sicher – nicht der Fall gewesen. Da fuhren die politisch aktiven Großstädter „in den Landkreis“, wenn sie demonstrieren wollten.¹¹ Dass die Region sich als Wendland verfestigte und wendisch wurde, hat seinen Ursprung vornehmlich in der Anti-Atombewegung. Denn die slawische Besiedelung durch die Wenden, die das Gebiet vor allem in Mittelalter und Früher Neuzeit prägten, spielte bis ins 18. Jahrhundert eher eine geringere Rolle, waren Sprache und Kultur doch inzwischen von der deutschen Herrschaftsschicht assimiliert worden. Zwar konnte sich die Bezeichnung Wendland oder Hannoversches Wendland im Laufe des 19. Jahrhunderts weiter etablieren, einen dezidierten und identitätsstiftenden Bezug zu den Wenden stellten jedoch erst die BewohnerInnen des Hüttendorfes „Republik Freies Wendland“ im Mai 1980 wieder her. Denn die widerborstige, von der deutschen Mehrheit seit dem Hochmittelalter unterdrückte slawische Minderheit eignete sich hervorragend als Identifikationsgruppe: auf der einen Seite die politischen Machthaber – in der Überzahl, aber eben auch im Unrecht –, und auf der anderen Seite die widerständigen WendInnen beziehungsweise AtomgegnerInnen – in Recht und Unterzahl. Nicht zufällig bescheinigt der Pass der Freien Republik seinen InhaberInnen „freie/r Wende/in“ zu sein.¹²

9 Samtgemeinde Lüchow (Hg.): Wendland in Sicht ... erleben und genießen. Lüchow 2014, S. 7.

10 Kamien/Rheinländer: ÜberMacht, S. 17f.

11 Gespräch mit Gabriele Haas und Hans-Werner Zachow vom 7. Juni 2017.

12 Wendenpass, ausgestellt am 9. Juni 2017, S. 3, Privatbesitz der Autorin.

Das Wendlandbräu – das Bier zum Aufbegehren und Getränk für unbequeme WendInnen? Mit einem Seitenblick in die Geschichte entbehrt das nicht einer gewissen Ironie. Den nahen Verwandten der hannoverschen WendInnen, den WendInnen und SorbInnen in Ober- und Niederlausitz, sagte die Evangelische Kirche im Dienste Bismarcks noch Ende des 19. Jahrhunderts nach, sie seien „mehr sinnlicher Natur. Tanzen, Wirtshausleben, Branntweintrinken und dergleichen“¹³ seien ihr Zeitvertreib. Der Wirkung des Branntweins waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts derart viele Menschen verfallen – ob nun wendisch oder nicht –, dass sich Bier schnell zur gesunden Alternative und schließlich sogar zum prestigeträchtigen Statussymbol entwickelte: „Wenig Reformen möchten soviel zur Hebung der Sittlichkeit in Norddeutschland beigetragen haben, wie die Einführung des bayerischen Biers. Nicht durch Enthaltensamkeitsvereine kann man die Brannweinvöllerei besiegen, sondern nur dadurch, daß man gutes, gesundes, wohlfeiles Bier neben den Branntwein stellt.“¹⁴ Der Generalsuperintendent Carl Büchsel, der 1881 als leitender Geistlicher in der Niederlausitz seinen Bericht an Otto von Bismarck verfasst hatte – er hätte es wohl begrüßt, wenn die von ihm beschriebenen SorbInnen lediglich mit einem Glas Wendlandbräu angestoßen hätten.

13 Consistorium Brandenburg (Büchsel/Cons.-Assessor Caspar) an EOK. Berlin, 24.12.1881, zitiert nach Steffen Tuschling: „Trunksucht, Unzucht und Geiz.“ Antislawische Stereotypen als Hintergrund der Sorbenpolitik der Evangelischen Landeskirche (Alt-)Preußens im Deutschen Kaiserreich. In: Edmund Pech/Dietrich Scholze (Hg.): Zwischen Zwang und Beistand. Deutsche Politik gegenüber den Sorben vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart. Dresden 2003, S. 287–299, hier S. 287.

14 Allgemeine Hopfen-Zeitung, Organ der bayerischen Bierbrauerei, Nr. 34, 5.5.1868, S. 138, zitiert nach Kevin Rick: Zwischen Bierboom und Brauerei-Boykott. Geschichte der hessischen Brauereien 1871–1914. Darmstadt 2012, S. 29.

Vom Grünen Band zur virtuellen Grenze – Gedanken und Assoziationen zur heutigen Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze

CHRISTIAN HELLWIG

erinnern

Das Grüne Band ist ein Bestandteil der Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze, die mittlerweile einen gewichtigen Beitrag in der Vermittlungs- und Erinnerungsarbeit zur Geschichte der deutschen Teilung darstellt. Die mittlerweile verfügbaren technischen Möglichkeiten und Errungenschaften ermöglichen dem interessierten Beobachter in diesem Zusammenhang immer wieder neue Perspektiven und Blickwinkel. Mithilfe frei zugänglicher Dienste wie beispielsweise Google Earth lässt sich aus der Vogelperspektive ohne Weiteres der Verlauf der ehemaligen innerdeutschen Grenze verfolgen. Die Einflussnahme des Menschen ist auch Jahrzehnte später noch deutlich zu erkennen. An zahlreichen Stellen des ehemaligen Grenzverlaufes zeugt das sogenannte Grüne Band bis heute von der Teilung. Die im Zuge der Absperrung und Militarisierung der Grenze getätigten Einschnitte in der Landschaft sind bis heute in vielen Bereichen gut zu erkennen. Nicht länger jedoch dominieren Stacheldrähte, Wachtürme und Zäune die Perspektiven. Vielmehr gilt das Grüne Band heute als bedeutsamer und erhaltenswerter Naturraum, der zahlreichen bedrohten Pflanzen und Tierarten Platz bietet.

Der östliche Teil Niedersachsens ist von der deutschen Teilung und dessen Folgen in ganz besonderer Weise betroffen gewesen. Die ehemalige Grenze verlief im Norden des Bundeslandes entlang des Elbestroms und endete im Süden Niedersachsens im Mittelgebirge des Harzes. Sie prägte über Jahrzehnte nicht nur die Landschaft, sondern beeinflusste auch das alltägliche Leben der dort lebenden Menschen. Für Personen, die jedoch Ende der 1980er-Jahre im Umfeld des Mauerfalls, der darauffolgenden Wiedervereinigung oder danach geboren sind, ist die deutsche Teilung Geschichte und somit ein Thema der aktuellen Erinnerungskultur. Generell ist in diesem Zusammenhang zu konstatieren, dass zahlreiche Themen und Aspekte der deutsch-deutschen Teilung nach wie vor nicht erforscht und aufgearbeitet sind. So erschien beispielsweise erst 2017 eine wissenschaftliche Publikation, die sich zum Ziel gesetzt hatte, zu dokumentieren, wie viele Menschen im Verlauf der deutschen Teilung an der innerdeutschen Grenze zu Tode gekommen sind.¹

1 Klaus Schroeder/Jochen Staadt (Hg.): Die Todesopfer des DDR-Grenzregimes an der innerdeutschen Grenze 1949–1989. Ein biografisches Handbuch. Frankfurt am Main 2017.

Der vorliegende Beitrag ist als Gedankensammlung zu verstehen, die sich mit den verschiedenen Facetten der Erinnerung an die Grenze und deutsche Teilung auseinandersetzt. Es ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit und dennoch wichtig zu erwähnen: Kulturelle Erinnerung ist ein vielschichtiger Prozess, der von zahlreichen Akteuren sowie den damit verbundenen unterschiedlichen Interessen beeinflusst wird. Zunächst einmal ist die Geschichte der DDR und der deutschen Teilung ganz natürlich Gegenstand institutioneller und etablierter Akteure historischer Bildungsarbeit. Schulen, Universitäten, Museen und Gedenkstätten haben den Auftrag, die Geschichte der DDR weiterhin zu erforschen und diese Ergebnisse in der Folge der Gesellschaft zugänglich zu machen. Erinnerung vollzieht sich jedoch nicht nur in einem pädagogisch-wissenschaftlichen Umfeld, sondern auf zahlreichen Ebenen der Gesellschaft in oftmals populärkultureller Ausformung. Marc Bloch hat in diesem Zusammenhang einmal angemerkt: „Selbst wenn die Geschichte zu nichts anderem zu gebrauchen wäre, müßte man ihr zugutehalten, daß sie unterhaltsam ist.“² In diesem Satz steckt einiges an Wahrheit. Denn zweifelsohne ist zu konstatieren, dass historische Themen und Stoffe in einer medial aufbereiteten Form oftmals auf großes Interesse stoßen. Dies beeinflusst zwangsläufig und ganz entscheidend auch die Erinnerung an die DDR und die deutsche Teilung. Im Folgenden soll ein facettenreicher Blick auf die unterschiedlichen Bereiche der gegenwärtigen Erinnerung an die Teilung und die Grenze geworfen werden.

forschen

Carl-Hans Hauptmeyer ist in den letzten Jahren an zwei Projekten unmittelbar beteiligt gewesen, die sich mit der Geschichte der innerdeutschen Grenze in Niedersachsen sowie den heutigen Umgang mit dieser auseinandersetzen. Im Rahmen des von ihm mitgeleiteten und mitgestalteten Forschungsprojekts „Die innerdeutsche Grenze als Realität, Narrativ und Element der Erinnerungskultur“ entstanden nicht nur Forschungsarbeiten zur Inszenierung der Grenze in Filmen und Fotografien, sondern zudem die Ausstellung „Grenzerfahrungen“. Gezeigt wurde diese im Jahr 2011 im Historischen Museum Hannover sowie anschließend in der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn. Die Ausstellung sowie die dazu gehörende Begleitpublikation leisteten einen wichtigen Beitrag zur Erinnerung an die innerdeutsche Grenze speziell in Niedersachsen. Erdacht und konzipiert wurde die Ausstellung im Rahmen einer Kooperation zwischen dem Historischen Museum Hannover und dem Historischen Semi-

2 Marc Bloch: Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers. Stuttgart 2008, S. 8.

nar der Leibniz Universität Hannover. Diese Zusammenarbeit hatte entscheidenden Einfluss auf die inhaltliche Ausgestaltung. Teilung und Grenze wurden aus dem Blickwinkel von Studierenden im Alter zwischen 20 und 30 Jahren erzählt, die die deutsche Zweitstaatlichkeit und die Blockkonfrontation zwischen Ost und West nicht mehr, oder nur noch als Kinder, selbst erlebt haben.

Daran anknüpfend wurden im Jahr 2012 im Rahmen des Projektes „Zukunft der Grenzmuseen“ durch die an der Universität Hannover angesiedelte Forschungsgruppe Innerdeutsche Grenze eine Bestandserhebung von Grenzmuseen, Gedenkstätten, Initiativen und Erinnerungsorten in Niedersachsen und den angrenzenden Bundesländern erarbeitet und in diesem Zusammenhang mögliche Perspektiven und Zukunftskonzepte präsentiert. In der Zusammenfassung des erschienenen Abschlussberichtes heißt es: „Die Museen und Sammlungen zur innerdeutschen Grenze in Niedersachsen sind sehr unterschiedlich und haben jeweils spezifische Potentiale, die selbst bei kleineren Häusern eine überlokale Bedeutung gewinnen können.“³ Im Jahr 2018 wird ein neues Forschungsprojekt, das am Institut für Didaktik der Demokratie angesiedelt ist, an die Vorarbeiten des Projektes „Zukunft der Grenzmuseen“ anknüpfen und sich den Museen, Gedenkstätten und anderen Einrichtung zur Geschichte der deutschen Teilung in der Metropolregion Hamburg annehmen.

bewahren

In dem von Anna Kaminski herausgegebenen Standardwerk „Orte des Erinnerns“ sind über 900 Gedenkort, Erinnerungszeichen, Gedenkstätten und Museen gelistet, die sich mit der Erinnerung an Teilung und Grenze auseinandersetzen.⁴ Die Vielfalt dieser Erinnerungsorte reicht von Gedenksteinen am Straßenrand bis hin zu größeren historischen Museen, die sich des Themas annehmen. Hinzu kommen die materiellen Überreste der Grenzanlagen, die – sofern diese stehen gelassen und nicht abgebaut wurden – unter Schutz gestellt und/oder musealisiert wurden.⁵ Allein in Niedersachsen sind im Rahmen des Projektes „Zukunft der Grenzmuseen“ 24 Einrichtungen in den Blick genommen worden, die die Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze entlang des ehemaligen Grenzabschnittes mitgestalten. Das „Handbuch Museum“ bilanziert zu der aktuellen Situation der Museen an der ehemaligen in-

3 Matthias Mahlke (Bearb.): Zukunft der Grenzmuseen. Sammlungen, Präsentationen, Konzepte, wissenschaftliche Forschung, Koordination. Hannover 2012, S. 30.

4 Vgl. Anna Kaminski (Hg.): Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR. Berlin 2016.

5 Vgl. Maren Ulrich: Geteilte Ansichten. Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze. Mit einem Vorwort von Ralph Giordano. Berlin 2006, S. 31.

nerdeutschen Grenze: „Die [...] musealen Ausstellungen sind [...] eher provisorisch angelegt; das eigentlich Herzstück eines konventionellen Museums, ein adäquates Gebäude mit Sammlungen und Ausstellungen, lässt auch über zwei Jahrzehnte immer noch auf sich warten.“⁶

In Bezug auf die zahlreichen kleinen und ehrenamtlichen Einrichtungen entlang der ehemaligen Grenze muss also zwangsläufig die Frage gestellt werden, wie deren Zukunft gesichert werden kann, wie die Sammlungen bewahrt und systematisiert werden können und wie ein Netzwerk der verschiedenen Einrichtungen etabliert werden kann. Denn sieht man einmal – mit Blick auf Niedersachsen – von den beiden größeren „Leuchttürmen“, der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn und dem Grenzlandmuseum Eichsfeld, ab, ist festzuhalten, dass zahlreiche der kleinen Grenzmuseen nur aufgrund des ehrenamtlichen Engagements ihrer Betreiber bestehen können. Die Entstehung dieser kleinen Einrichtungen und der damit verbundenen Sammlungen ist somit in den meisten Fällen das Resultat eines persönlichen Engagements. Die damit einhergehenden Probleme sind offensichtlich: Ohne institutionelle Förderung besteht die Gefahr, dass ein Teil der gesammelten Objekte und der Erfahrungsschatz der Zeitzeugen auf zukünftige Sicht verloren geht.⁷

sehen

Teilung und Grenze sind immer schon Gegenstand diverser Spiel- und Dokumentarfilme gewesen und somit auch auf dieser populärkulturellen Ebene Gegenstand gesellschaftlicher Erinnerung. Mittlerweile ist interdisziplinär anerkannt, dass gerade der Film als affektiv wirkendes audiovisuelles Medium sowohl auf das individuelle als auch auf das kollektive Erinnern entscheidenden Einfluss nimmt. Ein Blick auf die Filmgeschichte zur deutschen Teilung ist aber nicht nur hinsichtlich der Frage, wie Teilung und Grenze in einzelnen Filmen inszeniert werden, von Interesse. Spannend ist zudem zu sehen, in welcher Zeit welche Filme zu diesem Thema in Westdeutschland produziert wurden.

So wurden bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren Spielfilme gedreht, die sich des Themas annahmen und die in beinahe fast allen Fällen von tragisch endenden Fluchtgeschichten an der innerdeutschen Grenze und an der Berliner Mauer erzählten. Mögen diese Filme im Vergleich zu anderen und beliebteren Genres des deutschen Nachkriegskinos nicht sonderlich häufig oder erfolgreich gewesen sein, so zeugen sie doch von einem offenkundigen Sendungsbewusstsein der Filmemacher und klagen Teilung und Grenze offensiv

6 Markus Walz: Handbuch Museum: Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart 2016, S. 135.

7 Vgl. Mahlke: Zukunft der Grenzmuseen, S. 10f.

an. In den 1970er-Jahren und der damit einhergehenden Entspannungspolitik zwischen Ost und West waren derartige Filme nicht länger gefragt, sodass sie aus den Kinos und dem Fernsehen verschwanden. In den 1980er-Jahren wurde die deutsche Teilung im bundesdeutschen Film im Rahmen sogenannter Mauer-springer-Filme thematisiert, die – künstlerisch anspruchsvoll – die westdeutsche Akzeptanz der Teilung und die damit einhergehende Gleichgültigkeit anprangerten („Der Mann auf der Mauer“, „Der Himmel über Berlin“). Nach der Wende und der darauffolgenden Wiedervereinigung entstanden ab ungefähr der Mitte der 1990er-Jahre zahlreiche Spielfilme, die sich retrospektiv mit der Teilung auseinandersetzten. Diese „Erinnerungsfilme“⁸ verhandelten zahlreiche und sehr unterschiedliche Themen. Im Zuge der sogenannten Ostalgie-Welle („Good Bye, Lenin“, „Sonnenallee“) wurde die DDR einerseits teils verklärt, andererseits wurde beispielsweise das Grenzregime („An die Grenze“) oder der Überwachungsstaat der Staatssicherheit („Das Leben der Anderen“) in filmischen Auseinandersetzungen problematisiert.

Auch wenn der Fokus der meisten Filme auf Berlin und der Berliner Mauer als *dem* Symbol der deutschen Teilung lag, rückte auch der niedersächsische Abschnitt der innerdeutschen Grenze wiederholt in den Blick diverser filmischer Beiträge. Dies gilt beispielsweise für Wim Wenders „Im Lauf der Zeit“ oder auch Volker Schlöndorffs „Die Fälschung“ die zum Teil im Wendland gedreht wurden und die Elbe als Grenzfluss als Schauplatz des jeweiligen Narrativs nutzten. Nach der Wende war die vielschichtige Erinnerungslandschaft entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze wiederholt Drehort für regionale und bundesweite dokumentarische Formate, die sich mit der Geschichte und den Folgen der Teilung auseinandersetzten. Die visuelle Inszenierung von Teilung und Grenze ist somit ein wesentlicher Bestandteil der heutigen Erinnerungskultur. Dies gilt für die hier erwähnten filmischen Formate, aber natürlich auch für die unzähligen Fotografien, die im Laufe der Teilung entlang der Grenze entstanden.

spielen

Als GeschichtswissenschaftlerIn gilt es einzugestehen: Die Fachdisziplin öffnet sich nur langsam für neue Medien und neue Formate, die aufgrund des technologischen Fortschrittes als Quellen für die Geschichtswissenschaft von Relevanz sind. Zwar kann mittlerweile davon gesprochen werden, dass sich beispielsweise der Film im Rahmen der Visual History als Quelle im wissenschaftlichen

8 Vgl. Astrid Erll/Stephanie Wodjanka: Phänomenologie und Methodologie des „Erinnerungsfilms“. In: Dies. (Hg.): Film und kulturelle Erinnerung. Plurimediale Konstellationen. Berlin u. a. 2008, S. 1–20.

Diskurs etabliert hat. Dennoch ist zu konstatieren, dass – aus erinnerungshistorischer Perspektive – mittlerweile weitere medialen Formate zur alltäglichen Lebenswelt der heutigen Generation gehören, die von der Geschichtswissenschaft nur zögerlich in den Blick genommen werden. Dies gilt insbesondere für Videospiele, die in zahlreichen Fällen vergangene Epochen in Szene setzen.

Im Jahr 2010 sorgte das Spiel „1378 (km)“ für Aufsehen, das im Jahr 1976 an der innerdeutschen Grenze spielt. Der Inhalt des Spiels wird von dem Entwickler Jens M. Stober wie folgt beschrieben: „Es gibt zwei Parteien die sich im Spiel gegenüberstehen. Zum einen die Grenzsoldaten und zum anderen die Republikflüchtlinge. Ziel der Flüchtlinge ist es den Todesstreifen zu überwinden um in die BRD zu fliehen. Ziel der Grenzsoldaten ist es, Flüchtlinge daran zu hindern, die Grenze zu überqueren.“⁹ Bei dem Spiel, das dem Genre des sogenannten Serious Game zuzuordnen ist, handelt es sich um eine sogenannte Modifikation des Ego-Shooters „Half Life 2.“ Nicht zuletzt aufgrund der inhaltlichen Thematik führte die Veröffentlichung des Spiels zu einer medial intensiv geführten Kontroverse. Diese kann und soll an dieser Stelle nicht rekapituliert werden, dennoch wird am Beispiel dieses Spiels eine Sache deutlich. Zur Erinnerungskultur gehören auch Formate und Medien, die auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen mögen und dennoch das Bild der Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze mitgestalten.

Selbstredend ist der spielerische Umgang mit der Grenze nicht auf das Digitale beschränkt. In dem Gesellschaftsspiel „Wir sind das Volk“ haben Spielende die Möglichkeit, entweder die Geschehnisse der Bundesrepublik Deutschland oder aber der Demokratischen Republik Deutschland ab dem Jahr 1949 zu leiten und den Systemkonflikt zwischen Ost und West auf dem Spielbrett auszutragen. Der Entwickler des Spiels äußerte sich im Interview mit der Süddeutschen Zeitung zum Anliegen des Spiels: „In erster Linie soll es Spaß machen. [...] Wir wollen die Spieler zum Nachdenken bringen, ohne die Moralkeule zu schwingen. Nur so kann die DDR entglorifiziert werden.“¹⁰ Offensichtlich ist, dass sich auch in derartigen Spielformaten Deutungsangebote und Interpretationsmuster verbergen, die auf den gesellschaftlichen Erinnerungsprozess Einfluss nehmen. Am Ende des Spiels stehen zwei mögliche Ausgänge: Entweder die

9 Vgl. zu den Inhalten des Spieles und zur Dokumentation der damit verbundenen Debatte: <http://www.1378km.de/>, Stand: 15.03.2018.

10 Daniel Wüllner: Niemand hat die Absicht eine Mauer zu bauen. Interview mit Peer Sylvester. In: Süddeutsche Zeitung online vom 17. Oktober 2014, <http://www.sueddeutsche.de/politik/brettspiel-wir-sind-das-volk-niemand-wird-gezwungen-eine-mauer-zu-bauen-1.2156948>, Stand: 15.03.2015.

DDR verliert und es kommt zur Wiedervereinigung zwischen Ost und West oder aber es tritt der gegenteilige Fall ein und die Wiedervereinigung bleibt aus.

Doch auch an den historischen Orten der Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze ist eine spielerische Begegnung mit der Teilung möglich. Seit einigen Jahren erfreut sich das sogenannte Geocaching, eine Art „Schnitzeljagd“ mit GPS-Koordinaten, anhaltender Beliebtheit. Dabei wird ein sogenannter Cache, oftmals eine kleine Dose, frei zugänglich in der Landschaft versteckt, der dann gesucht werden kann. Ein Blick auf die Datenbank der in Deutschland verfügbaren Caches zeigt, dass sich im Umfeld vieler Grenzmuseen solche Verstecke befinden. Auch dies ist ein Beispiel dafür, wie Geschichte im Rahmen des eigenen Freizeitverhaltens en passant konsumiert wird. Denn natürlich sind diese Orte entlang der ehemaligen Grenze nicht zufällig als Verstecke ausgewählt worden. Im Fall des Grenzmuseums Schiffersgrund wird dies von dem Ersteller des Caches klar artikuliert: „An diesem sehr sehenswerten Ort gab es noch keinen Cache. [...] Bitte besucht unbedingt nicht nur den Cache, sondern auch das Museum, egal ob aus Ost oder West.“¹¹ Generell ist anhand dieses Beispiels somit die Frage zu stellen, ob derartige Formate nicht auch eine Chance, für eine weitergehende touristische Erschließung entsprechender Lern- oder Gedenkort sowie der Museen entlang der ehemaligen Grenze sein können. So wäre es beispielsweise vorstellbar, eine Reihe von Caches auf dem Ausstellungsgelände, gerade wenn es sich dabei um im Freien liegende Flächen handelt, zu verstecken und mit konkreten museumspädagogischen Inhalten anzureichern.

twittern

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Mauerfalls wurde 2014 ein bemerkenswertes Projekt gestartet, das sich den modernen digitalen Kommunikationskanälen des Social Web bediente. Das Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam (ZZF), die Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatsicherheitsdienstes der ehemaligen Demokratischen Republik (BStU) und die BILD-Zeitung initiierten das Projekt „Heute vor 25 Jahren – @Mauerfall89.“ Dabei handelte es sich um einen Twitter-Kanal, der in Echtzeit per Tweet die „Ereignisse auf dem Weg zur friedlichen Revolution und zum Mauerfall 1989“ dokumentieren sollte.¹² Insgesamt wurden über diesen Kanal 1.459 Tweets gepostet, die die Ereignisse des Jahres 1989 nachzeichneten. Im Zuge dieses Projektes konnten die Abonnenten des Kanals über 700 Fotos, Videos und Dokumente einsehen, die darüber verbreitet wurden. Das ZZF

11 https://www.geocaching.com/geocache/GC5CE19_grenzmuseum-schiffersgrund?guid=a81430b0-5cc7-4092-95a0-ee9bc774485d, Stand: 15.03.2018.

12 <https://twitter.com/mauerfall89?lang=de>, Stand: 15.03.2018.

bilanziert: „Heute vor 25 Jahren – @Mauerfall89‘ konnte zeigen, dass mit Zeitgeschichte in 140 Zeichen Interesse an zeithistorischen Themen bei jungen Zielgruppen geweckt und Reputation bei traditionellen Zielgruppen ausgebaut werden kann.“¹³

Mit diesem Twitter-Kanal wurden unzweifelhaft neue Wege beschritten, um das historische Thema der deutschen Teilung und der Wiedervereinigung in das Bewusstsein der Gesellschaft zu rücken. Dabei wurden dezidiert Kommunikationskanäle bedient, die – so zumindest die Grundannahme – von jüngeren, oftmals für die Bildungsarbeit nur schwer zu erreichenden Zielgruppen genutzt werden. Diese Annahme ist jedoch in jedem Fall zu problematisieren. So wäre es wünschenswert gewesen zu erfahren, ob entsprechende statistische Untersuchungen angestellt worden sind, die diese Annahme verifizieren oder falsifizieren können. Der Blick auf die Abonnentenzahlen, die auf der Homepage mit 14.400 Followern angegeben werden, macht beispielsweise deutlich, dass es sich dabei für Social-Media-Verhältnisse um eine recht überschaubare Zahl handelt. Um dies einmal in Relation zu setzen: Mit über 100 Millionen Abonnenten (Followern) liegen die Twitter-Accounts der US-amerikanischen Musiker Katy Perry und Justin Bieber sowie der Account des ehemaligen Präsidenten Barack Obama auf den ersten drei Plätzen der Accounts mit den meisten Followern. Bezogen auf Deutschland erreicht beispielsweise der Twitter-Kanal des Satirikers Jan Böhmermann momentan eine Reichweite von ca. zwei Millionen Followern. Es wird also deutlich, dass „Heute vor 25 Jahren“ zwar Reichweite und Aufmerksamkeit generieren konnte, dies aber relativ zu sehen ist und in Bezug zu vergleichbaren Projekten gesetzt werden muss. Generell ist es aber natürlich wichtig, dass neue digitale Medien in der Erinnerungsarbeit Verwendung finden, um zeitgemäße und attraktive Angebote zur Verfügung stellen zu können. Ein weiteres Beispiel ist die App „Die Berliner Mauer“, die von der Bundeszentrale für politische Bildung angeboten wird. Mit Hilfe dieser App können Besucherinnen und Besucher in Berlin den Verlauf der ehemaligen Mauer über ihr Smartphone genau verfolgen. Zudem stellt die App diverse Medien und Hintergrundmaterialien bereit, die am historischen Ort abgerufen werden können.

Offenkundig ist in diesem Zusammenhang, dass die fortschreitende Technisierung zu weiteren und neuen Möglichkeiten führen wird, die jedoch stets auch problematisiert und kritisch reflektiert werden müssen. So gehören beispielsweise virtuelle Realitäten (Stichwort: Augmented Reality) mittlerweile

13 <https://zzf-potsdam.de/de/forschung/projekte/heute-vor-25-jahren-mauerfall89>, Stand: 15.03.2018.

auch zu den technischen Möglichkeiten, die in Gedenkstätten oder Museen zur Wissensvermittlung eingesetzt werden. So können BesucherInnen in der Gedenkstätte Bergen-Belsen mittlerweile mit einer entsprechenden App die ursprünglichen und nicht mehr erhaltenen Gebäude des ehemaligen Konzentrationslagers in die Landschaft projizieren: „blasse, nüchterne Strukturen, von Forschern virtuell rekonstruiert.“¹⁴ Auch für die ehemalige innerdeutsche Grenze wären solche Anwendungen denkbar. Die Grenze würde in virtueller Form auf einmal wieder existieren. Zukünftig wird somit die Frage zu stellen sein, wo aus pädagogischer Perspektive die Grenzen derartiger Techniken in der Wissensvermittlung liegen werden.

bilanzieren

Erinnern ist also ein vielschichtiger Prozess, der sich auf zahlreichen Ebenen vollzieht. Die Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze ist überaus vielfältig und setzt sich aus zahlreichen Institutionen, Akteuren und (medialen) Formaten und Formen zusammen. Museen und Gedenkstätten spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige, aber nicht die alleinige Rolle. Im Rahmen dieses Textes sind verschiedene Bereiche angesprochen worden, die für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der deutschen Teilung und deren Folgen relevant sind. Selbstverständlich verbindet sich damit nicht der Anspruch, einen vollständigen Überblick zu liefern. Vielmehr sollen die in diesem Beitrag assoziativ zu Papier gebrachten Punkte Denkanstöße für eine mögliche zukünftige Ausrichtung historischer Bildungsarbeit in Bezug auf die Geschichte von Grenze und Teilung liefern und mögliche Chancen, Potenziale, aber auch Defizite und Risiken für eine lebendige Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze aufzeigen.

14 Bernd Hänssler: Mit der VR-Brille durch die Holocaust-Gedenkstätte. In: Süddeutsche Zeitung online vom 2. Juni 2017, <http://www.sueddeutsche.de/digital/virtuelle-realitaet-auf-zeitreise-1.3522125>, Stand: 15.03.2018.

Die Beteiligten

SARAH GARRELTS, M. ED. studierte Geschichte und Englisch an der Leibniz Universität Hannover und war studentische Mitarbeiterin am Institut für Didaktik der Demokratie. Demnächst beginnt sie ihr Referendariat an einem niedersächsischen Gymnasium.

PROF. DR. HEIKO GEILING habilitierte über die Jugendbewegung und Protestszene im Hannover der 1960er- bis 1990er-Jahre. 1998 wurde er zum apl. Professor für Politische Wissenschaft an der Leibniz Universität Hannover berufen. Seit 2018 befindet er sich im Ruhestand, ist aber weiterhin in verschiedenen Gremien und Stiftungen aktiv.

DR. OLAF GROHMANN ist Historiker, Publizist und Verleger aus Hannover. Zu seinen Tätigkeitsfeldern gehört ferner die Museumsberatung und Ausstellungsgestaltung. Er ist Mitbegründer des Netzwerkes Industriekultur im mittleren Niedersachsen e. V.

JENNY HAGEMANN, M. A. studierte historisch orientierte Kulturwissenschaften sowie Geschichte. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Didaktik der Demokratie und promoviert im Rahmen des Forschungsverbundes „Cultural Heritage als Ressource? Konkurrierende Konstruktionen, strategische Nutzungen und multiple Aneignungen kulturellen Erbes im 21. Jahrhundert“ (CHER) in einer vergleichenden Studie zum Rural Heritage in den Regionen Wendland und Lausitz.

DR. CHRISTIAN HELLWIG studierte Geschichte und Politische Wissenschaften an der Leibniz Universität Hannover und promovierte unter dem Titel „Die inszenierte Grenze“ über Spielfilme als Spiegel des deutschen Ost-West-Konflikts. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Didaktik der Demokratie beschäftigt er sich aktuell weiterhin mit der „Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze“.

PROF. DR. DETLEF SCHMIECHEN-ACKERMANN ist Direktor des Instituts für Didaktik der Demokratie sowie apl. Professor am Historischen Seminar der Leibniz Universität Hannover. Derzeit ist er Leiter des Forschungsprojekts „Die Klosterkammer Hannover in der Zeit des Nationalsozialismus“ sowie Sprecher des Forschungsverbundprojekts „Cultural Heritage als Ressource? Konkurrie

CHRISTIANE SCHRÖDER M.A. studierte Geschichte, Politikwissenschaft und Deutsche Literaturwissenschaft in Hannover. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Didaktik der Demokratie sowie Geschäftsführerin des Leibniz Forschungszentrums „Center for Inclusive Citizenship“ (CINC) an der Leibniz Universität Hannover. Zurzeit forscht sie über die evangelischen Frauenklöster in Niedersachsen im 20. Jahrhundert.

MARTIN STÖBER, Assessor des Lehramts, Historiker und Verleger, studierte Geschichte und Geografie für das Höhere Lehramt in Hannover. Nach der Mitarbeit in mehreren Forschungsprojekten und der Tätigkeit als Kulturreferent des Niedersächsischen Heimatbundes e. V. fungiert er seit 2002 als Geschäftsführer des Niedersächsischen Instituts für Historische Regionalforschung e. V. in Hannover.

OLIVER WAFFENDER studierte Geschichte, Anglistik und Amerikanistik in Köln und Ann Arbor, Michigan. Er begann seine Verlagslaufbahn mit beruflichen Stationen in Köln, Frankfurt am Main, Braunschweig und Hannover, in Hannover war er acht Jahre lang verantwortlich für die verlegerische Betreuung der „Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen“ und der „Monumenta Germaniae Historica“. Nach einer weiteren Station als Programmleiter eines internationalen Wissenschaftsverlags in Frankfurt ist er heute tätig im Geschäftskundenvertrieb eines Internetunternehmens im Raum Hannover.

Mit diesen Feststellungen ist für die Kritik der Gewalt mehr, und
Anwendung gewaltsamer Mittel zu gerechten
freilich auch anderes, als es vielleicht den Anschein hat gegeben.
ost als eines Prinzips, sondern eines für die Fälle

Nach seiner Anschauung (die dem Terrorismus in

Die Ausschaltung dies

Die Sphäre dieser Verhältnisse wir

»Recht«, seinen Körper auf das erstrebte Ziel hinzubewegen.

valt Mittel, so könnte ein Maßstab für ihre Kritik ohne weiteres gegeben ers

Begriffe Recht und Gerechtigkeit
immer wirksame Ursache erst dann, wenn

o wenig ein Problem, wie der Mensch eines im

nächst den ersten von ihnen angeht, so ist klar,
charakterisiert eine gr

beispielsweise Spinoza im theologisch-politischen Traktat a

vielleicht als ihr hervorste

Mittel zu gerechten oder ungerechten Zwecken sei.

nige von Zweck und Mittel ist.

ISBN 978-3-9818027-1-9

ese Frage bedarf zu ihrer Entscheidung denn doch eines näheren Kriteriums, eine
Rechtmäßigkeit das der Mittel.
nes solchen vernunftgemäßen Vertrages jede beliebige Gewalt